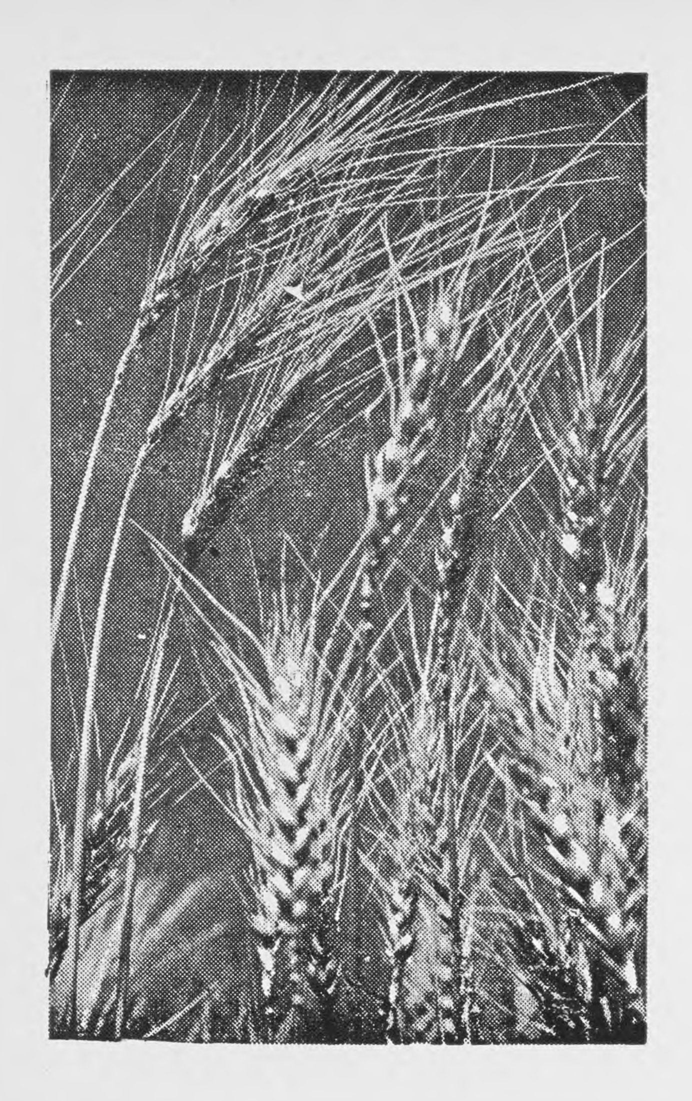
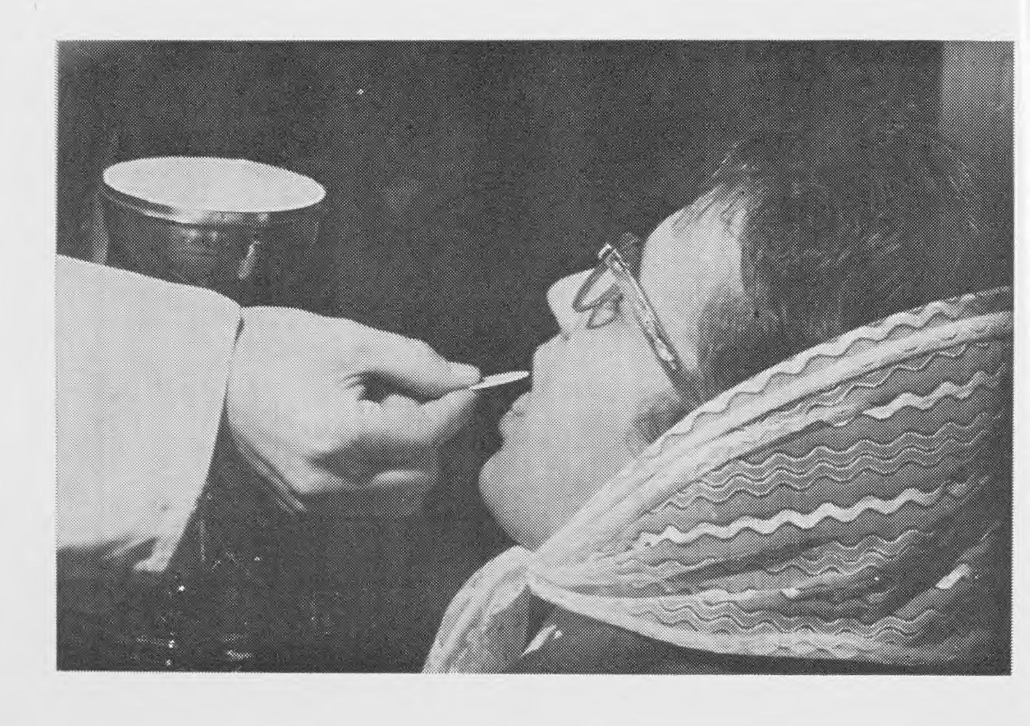


DER MARIENBOTE

September 1960



Das Brot
zum
Leben der Welt



Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

28. Jahrgang September 1960, Battleford, Sask. No. 11

Dies und Das

Vom Widerstehen bis zum Blut

Im Laufe des Sommers wurde auf Geheiß Papst Johannes XXIII. die "Litanei vom kostbaren Blut Christi" ins öffentliche Gebetsleben der Kirche eingeführt. Wir haben es hier mit weit wichtigeren Dingen als nur mit einer neuen Frömmigkeitsübung zu tun. Neu ist die dankbar liebende Verehrung des Erlöserblutes unter den Christen übrigens gar nicht. Der Ausdruck "das kostbare Blut Christi" entstammt der Hl. Schrift. Wir finden ihn im ersten Petrusbrief 1:19. Was dieses für uns geflossene Blut dem Menschen und der ganzen Menschheit bedeutet, wie kostbar es dem Herrn der Zeit und Ewigkeit ist, lesen wir auf vielen Seiten der Schrift Gottes. Man schlage nur einmal die Bibel auf und lese Apostelgeschichte 20:28, Römer 5:9, 1. Kor. 1:20, Eph. 1:7, Kol. 1:20, Hebräer Kap. 9 und 10, und Johannesoffenbarung 22:14. Überall wird von der unaussprechbaren Kostbarkeit des Blutes Christi gesprochen, das unser einziges Heil ist, unsere einzige Versöhnung mit Gott und unser einziges Hoffen. Die größten der Kirchenväter, wie St. Chrysostomus und St. Augustinus (beide 4. Jahrhundert) schrieben darüber, und seit der Apostel Tage haben wir "den Kelch, den wir segnen" (1. Kor. 10:16) den "Kelch des Neuen Bundes in Seinem Blut, aus dem wir trinken zu Seinem Andenken, Seinen Tod verkündend" (vergl. 1. Kor. 11:25,26) dadurch, daß wir "gleichsam mit Seinem Sterben verwachsen" (Röm. 6:5).

Sinn und Zweck einer jeden uns von der Kirche vorgelegten Andacht ist, daß wir beten, daß wir die Gedanken der Andacht ernst betrachten und uns so zur vollsten Anpassung an Gottes Wollen leiten lassen. Tiefste Glaubens- und Lebenswahrheiten begründen die Andacht zum kostbaren Blut. Wahrheiten, die uns bald von unseren führenden Theologen erklärt werden, und zwar so, daß wir Heutigen uns endlich wieder einmal des Christentums in seiner Ganzheit besinnen. Wir kennen es ja nur noch halb und wir leben es seit langem schon kaum noch an seinen Oberflächen. Alles, angefangen von unserem persönlichsten eucharistischen Kommunionsleben mit Gott bis zum öffentlichen Bekennertum in der Welt wird, wenn in seiner biblischen und kirchlich lehramtlichen Wahrheit erfaßt, durch die von Johannes XXIII. neubelebte Andacht zum kostbaren Blut in einem Licht gesehen werden, das wir vielfach übergangen haben.

Vor dreizehn Jahren schon suchte Papst Pius XII. uns in seinem bekannten Rundschreiben über Christus den Mittler zwischen Menschheit und Gott (Mediator Dei) auf Wahrheiten aufmerksam zu machen, die bei uns vielfachs in Vergessenheit geraten sind. Papst Pius XII. sprach von der hl. eucharistischen Kommunion, und er sagte, daß der Gläubige durch die hl. Kommunion zum "Teilnehmer am göttlichen Opfer Christi"

werde. Es wird uns in der heiligen Kommunion also nicht nur Christi Liebe und Christi Leben gereicht, nicht einfach ein "Brot der Seele" oder ein "himmlischen Brot der Engel", wir empfangen auch den Kelch des Blutes Christi und damit auch Anteilnahme an seinem sterbenden Leiden. Ein Leiden, das in uns leben und wirken muß zur schmerzhaften Kreuzigung des Bösen in uns. Da uns das Böse aber nicht nur in der Seele sitzt, so daß wir sagen könnten, wir seien sündhafter Seele — doch reinen Leibes, geht die Erlösungskraft der hl. Kommunion in den ganzen Menschen ein. Sie ist für den ganzen Menschen, und sie gibt Leben, wenn der Mensch allen menschlichen Hang zum Bösen gnadenlos in sich kreuzigt, damit das Drängen der getauften Seele zu Christus hin in ihm lebe.

Das sind wahrhaftig keine "nur für Heilige reservierte" Grundsätze. Wir reden hier vom Normalen im Christenleben, so wie es im sechsten Kapitel des Römerbriefes uns von Gott gesagt wird.

Hier sind wir aber auch an einer der größten Schwächen des modernen Christenlebens angelangt. Das Christentum ist uns Religion. Nun behaupten wir aber, Sache der Religion sei es, dem Menschen zu helfen, "seine Seele fürs ewige Leben zu retten." Dieser Satz klingt richtig, die ganze Wahrheit drückt er aber doch nicht aus. In der christlichen Religion handelt es sich nämlich nicht nur um die Seele des Menschen, sondern um den ganzen Menschen. Dieser soll in seiner Ganzheit als Leib-Seelewesen gerettet werden, und zwar nicht nur fürs ewige Leben, sondern auch fürs zeitige Dasein im Gnadenreiche Gottes hier auf Erden.

Mit dieser Grundlehre des Christentums stimmen wir aber nicht überein. Ja, wir sind sogar ausgesprochene Gegner derartiger Ansichten, weil wir "grundsätzlich" dafür sind, Religion und Weltenleben, Religion und politische Entscheidungen, Christentum und Schule, Geschäft, Wissenschaft, Kulturleben usw. getrennt voneinander zu halten. Religion, meinen wir, habe sich mit der Seele und deren ewigen Angelegenheiten, die Welt aber mit den irdischen Dingen des Menschenlebens zu befassen. Seele und Welt seien zwei grundverschiedene, vollständig voneinander unabhängige Regionen des menschlichen Daseins, darum habe man sie im praktischen Leben auch auseinander zu halten.

Durch diese "Philosophie" haben wir den Menschen in zwei Teile gespaltet. Drum dürfen wir uns auch gar nicht wundern, daß es in unserer Welt immer zwiespältiger wird. Nichts will klappen. Unserem praktischen Religionsleben fehlen — Herz, Überzeugung, Eifer, Kraft der Hingabe, und unser Weltenleben wird immer seelenloser. Unserer Religion fehlt das heilig Menschliche, der Welt fehlt das göttlich gebundene Seelische. Drum sind sie auch beide ganz ohne Kraft und so beladen mit Schwächen, daß weder die Welt noch die von uns so oberflächlich gelebte Religion viel Gutes wirken können.

Christi Erlöserblut spricht von der Hingabe eines Menschen — des fleischgewordenen Gottes — bis zum Letzten. Christi Erlöserblut zeigt auf den Menschen hin, der aus der Seele in alles Menschliche hineinlebt, ins Sehen und Hören und Reden und Urteilen, überall nur das Rechte wollend, wie Gott es uns als recht und gut erklärt hat. Immer nur das Rechte wollend, auch dann, wenn es Blut und Leben von uns fordern müßte.

Grundsätze dieser Art hatten die deutschen Bischöfe der sowjetisch besetzten Ostzone im Sinn, als sie in ihrem Fastenhirtenbrief von 1960 Fragen an ihre Gläubigen stellten, die den Forderungen des Evangeliums entsprechen, das uns mahnt: "Noch habt ihr im Kampf mit der Sünde nicht bis aufs Blut widerstanden!" (Hebr. 12:4).

Es tut auch uns gut, diese Fragen gewissenhaft zu durchdenken:

"Dürft ihr schweigen, wenn die Kirche, der christliche Glaube in Schule, Berieb und Versammlungen verleumdet wird?

Könnt ihr die sozialistischen Riten, z.B. Jugendweihe, sozialistische Namensgebung, sozialistische Trauung, mitmachen, um schwere Nachteile von euch abzuwenden?

Dürft ihr Resolutionen und Verpflichtungen unterschreiben, die gegen euer christliches Gewissen sind?

Dürft ihr die Propaganda des Atheismus unterstützen?

Könnt ihr einen Beruf wählen, in dem ihr nach den vorliegenden Erfahrungen nicht als Christen leben könnt?

Dürft ihr euch dazu hergeben, gegen andere Spitzeldienste zu leisten?

Dürft ihr euch von politischen Gruppen, die sich 'christlich' nennen, gegen die Hirten der Kirche beeinflussen lassen?

Die Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen ist dadurch belastet, daß mit ihr oft schwere und schwerste Nachteile für den einzelnen und seine Familie verbunden sind.

So steht ihr letztlich vor der entscheidungsvollen Frage: "Hat der Christ überhaupt noch eine Aufgabe, die ihn innerlich erfüllt?"

Hier haben wir es mit dem "Widerstehen bis aufs Blut" zu tun. Christi Evangelium erhebt Anspruch auf so ein Widerstehen. Die Kraft dazu ist jedoch nur dort, wo der christliche Mensch in der hl. Kommunion aus dem Kelch des Blutes trinkt, und in der Gnade dieses Erlöserblutes die Kreuzigung aller persönlichen, von Gott fortdrängenden Ichsucht tagtäglich vornimmt. Nur wo der Christ in christlicher Abtötung sein persönlichstes Leben dem Kreuz hinhält und dem Leben der täglichen Gnade, wird er die Kraft finden, auch öffentlich bis aufs Blut, um Christi willen, widerstehen zu wagen.

An diese Dinge sucht uns auch die neue Blut-Christi-Litanei zu erinnern, wenn sie sagt, daß Christi Blut, eucharistisch-sakramental im Christen, Kraft gibt den Bekennern, Mut den Martyrern, Selbstüberwindung den zur absoluten Keuschheit und gottergebenen Jungfräulichkeit Berufenen.

Des Herrn Blut "ist Seines Volkes Kraft" (Ps. 27). Doch "wende Dich ein wenig, Herr, laß Dich erbitten, über Deine Knechte" (Ps. 89). "Gib festen Tritt uns auf dem Weg, der Dein ist, daß unsere Schritte nicht straucheln" (Ps. 16). Du hast uns gerettet, Herr, in Deinem Blut, "selig, die ihre Kleider waschen im Blute des Lammes, damit ihr Anrecht auf den Baum des Lebens bleibe und sie durch die Tore in die Stadt eingehen." (Johannesoffenbarung 22:14).

– Der Schriftleiter

Fünf Minuten Predigt

Den Hunger wecken

Ihr seelisches Untergewicht und die seelische Appetitlosigkeit machen mir Sorge. Obwohl Sie äußerlich recht rundlich sind, ist der Haushalt Ihres geistigen Lebens gar nicht in Ordnung. Es gibt eben unterschiedliche Arten von Hunger, und diese haben unterschiedliche Wirkungen. Wenn man den leiblichen Hunger stillt, wird man satt, spürt vielleicht sogar einen Überdruß, wenn man zu kräftig zugegriffen hat. Beim geistigen Hunger ist es anders. Ihr Junge fahndet, wenn er einen Karl May verschlungen hat, gleich nach der Fortsetzung, und ein Gelehrter hängt sofort dem nächsten Problem nach, wenn er eins gelöst hat. Ähnlich stellen wir es auch im religiösen Bereich fest: Wenn wir mal von plötzlichen seelischen Störungen absehen. kennen Sie keinen Menschen, der bisher tief gläubig oft zur Kommunion ging und der plötzlich nicht mehr will, weil es ihm zuviel wird. So meint es jedenfalls der heilige Papst Gregor in einer Brevierlesung dieses Monats. Und umgekehrt sagt er: Der hungrige Magen meldet sich. Aber seelisch Unterernährte hungern meist gar nicht. Sie glauben auch ohne die heilige Kommunion auskommen zu können. Von allen möglichen Seiten müssen sie erst gedrängt werden, bis sie mal wieder zu den Sakramenten gehen. Was ihre Seele angeht, sind sie die reinsten Hungerkünstler.

Wenn Sie auch zu diesen Unterernährten gehören sollten, die keinen Hunger spüren, dann glauben Sie es mir bitte wenigstens: Es gibt echte, seelisch gesund gewachsene Männer, die sich regelrecht darauf freuen, daß Christus der Herr zu ihnen kommt!

Aber Sie zieht es eben nicht so oft dahin, meinen Sie. Und die großen, erhabenen Sakramente solle man nicht zu tief in den Alltag zerren. Dabei verlassen Sie sich fast ganz auf Ihr Gefühl, was sie sonst — im Beruf, im Familienleben — gar nicht tun. Es stimmt: Man darf nichts gegen seine Überzeugung tun, auch nichts Religiöses. Aber an dieser Überzeugung fehlt es Ihnen auch gar nicht, wohl an der Folgerichtigkeit, nach ihr zu leben. Sie glauben, daß Christus das "Brot des Lebens" ist, aber damit machen Sie nicht Ernst. Oder sagen wir es mal etwas milder: Sie warten auf den günstigen Augenblick, wo Ihr Glaube Sie zur heiligen Eucharistie trägt. Soll man es darauf ankommen lassen, ob sich der Hunger nach Christus meldet, oder sollte man ihn nicht auch schon mal anregen? Vielleicht muß man sich sogar hie und da ein wenig Gewalt antun, wie ein appetitloser Kranker.

Und wie würde man das machen? Nun, es sich zum Beispiel mal durch den Kopf gehen lassen, was Christus es sich kosten ließ, um für mich Brot des Lebens zu sein. Ungerührt an seinem heiligen Sterben vorbeigehen möchten Sie doch sicher nicht. Oder versuchen Sie ein anderes: Sie erwekken häufiger in sich das Verlangen, den Herrn in Ihrem Herzen zu empfangen.

"Jesu, Jesu, komm zu mir, ach, wie sehn ich mich nach Dir, meiner Seele bester Freund . . ." Ich bin überzeugt: Wenn Ihnen das nur halbwegs ernst ist, zieht es Sie öfters zu Ihm hin. Und Sie werden es selbst nicht mehr verstehen, daß Sie diesem Geheimnis früher so fremd gegenüberstanden.

v. S.

Muenchen die Welt-Statio der Christenheit

vom 31. Juli bis 7. August in München
Gedanken zum inneren Sinn des Eucharistischen Weltkongresses

Von P. Joseph Jungmann SJ

So wie dieses Brot, das wir gebrochen haben, verstreut war in den Aehren auf den Hügeln und zu Einem geworden ist, also möge Deine Kirche zusammengebracht werden zu Deinem Reiche. Denn Dein ist die Herrlichkeit und die Macht, durch Jesus Christus in Ewigkeit.

Apostellehre

Die Kirche, die Christus gegründet hat, ist von ihm als sichtbare Gemeinschaft gegründet worden. Er hat von ihr gesprochen als der Stadt auf dem Berge, die nicht verborgen bleiben kann, und er hat es weit von sich gewiesen, daß die Leuchte, die er angezündet hat, unter den Scheffel gestellt werde.

Wenn dieses Idealbild noch vor wenigen Jahrhunderten auch in der sichtbaren Ordnung der Dinge machtvoll verwirklicht war, nicht nur in den zahllosen Heiligtümern, mit denen alles Land übersät war, sondern auch in den hochtürmigen Gotteshäusern, die das Bild der Städte beherrschten und die zugleich die Summe allen Reichtums und allen künstlerischen Könnens jener Zeitalter darstellen, so müssen wir heute ohne Zweifel einen Rückgang feststellen. Nicht nur die Fabrikschlote wachsen hinaus über die Kirchtürme, sondern auch die Bankhäuser, Bahnhöfe, Theater, Großhotels haben längst die Kirchen in Schatten gestellt, und die "Messe"-Hallen haben dem Heiligtum ohne viel Umstände auch den Namen genommen.

Sichtbare Kirche

Indes hat die Kirche ihre Sichtbarkeit auch im Gesamtleben der Gesellschaft noch zu wahren gewußt. Ihre Heiligtümer und ihre Heime durchziehen noch immer wie ein weitverzweigtes Geäder die Wohnstätten der Menschen; die Glocken läuten noch immer den Tag ein; ihr Sonntag bestimmt noch immer den Rhythmus des gesellschaftlichen Lebens. Und wenn diese Sichtbarkeit der Kirche heute auch nur mehr wie das Unterholz der stolzen Monumente des technischen Zeitalters weiterwächst und weitertreibt — von Zeit zu Zeit tritt die Kirche auch heute machtvoll in den Vordergrund: wenn sie ihre großen Feste feiert, wenn ihr Hunderttausende beim Katholikentag das Stadion der Großstadt füllen, und erst recht, wenn die Nationen sich in einer der Weltstädte sammeln, um einen Eucharistischen Weltkongreß zu feiern.

Gewiß, es liegt eine nicht geringe Spannung in einem solchen Unterfangen. Die Eucharistie ist doch das Heiligste was die Kirche besitzt, das innerste und Innerlichste, jener Punkt, an dem eine unsichtbare Welt, für kein Auge faßbar, die Erde berührt und dem nur heiliges Schweigen und stille Andacht zu entsprechen scheint. Haben nicht auch schon die Alten ihr Heiligtum als "templum", also als "Ausschnitt" aus der unheiligen Welt, als Fanum aus dem Profanum herausgehoben und vor der Berührung mit dem derben Alltag zu bewahren gesucht? Und hier handelt es sich um eine noch tiefere Nähe des Göttlichen, dessen wirkliche Anwesenheit durch "Gestalten" angedeutet wird, um das Mysterium fidei, das nur durch den Glauben erfaßt wird, durch dieses heute so sehr verletzbare Organ, den Glauben, den viele nicht mehr erschwingen können, ja der vielen in einem Zeitalter des Erfahrungswissens unmöglich, wenn nicht lächerlich erscheint.

Die Aussaat

Aber anderseits drängt dieses Innerste auch wieder nach außen in die Welt der Erscheinung. Es gleicht dem Samenkorn, das aus dem Dunkel der Erde empordringen und am hellen Tage sich entfalten muß. Es ist auffallend, mit welcher Beharrlichkeit Christus der Herr das Reich Gottes, das er durch sein Kommen in diese Welt eingepflanzt hat, in seinen Gleichnissen mit Bildern des Wachsens, des Sichentfaltens dargestellt hat. Es ist die Aussaat, auf den Acker der Welt hinausgestreut; es ist der Sauerteig, der von innen treibt; es ist der Weinstock, der Früchte bringen will; es ist das unscheinbare Senfkörnlein, das zum Baume werden muß, in dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen.

In der Eucharistie ist das, was mit dem Senfkörnlein gemeint war, noch einmal sozusagen auf den engsten Raum zusammengedrängt. Hier ist die Ankunft des Gottessohnes in der Menschenwelt, seine Menschwerdung, Göttliches und Menschliches in geheimnisvoller Weise verbindend, ohne Vermischung und ohne Trennung. Hier ist die Heiligung der Welt, die mit seinem Kommen begonnen hat. Noch einmal ergreift er hier, wenn auch in anderer Weise, die irdische Materie, das Weizenkorn unserer Äcker und die Traube unserer Weinberge, und nimmt sie als irdische Hülle, in der er durch unsere Länder wandert, um einem jeden von uns erbarmend nahe zu sein. Und hier ist nicht nur die Gegenwärtigkeit des Gottmenschen in seiner heiligen Person, sondern auch sein Werk, das Geheimnis seines welterlösenden Leidens, seiner alles sühnenden Hingabe an den Willen des Vaters

und seiner Heimkehr zum Vater, mit der er unsere eigene Heimkehr eröffnen wollte.

Aber gerade darum drängt dieses Samenkorn des eucharistischen Geheimnisses überall an das Licht des hellen Tages. Es ist darin etwas von der wunderbaren Entelechie des Samenkorns, das die Nährstoffe der umgebenden Erde sich dienstbar macht und sich keimend und aufsprießend seinen Leib formt. Die Eucharistie führt die gläubigen Menschen zusammen. In ihr erfüllt sich am greifbarsten das Wort des Herrn: "Wenn ich erhöht sein werde, will ich alles an mich ziehen. Darum hat schon die Kirche des ersten Jahrhunderts gebetet: "Wie diese Körner zerstreut waren über die Berge hin, und nun zur Einheit versammelt sind, so möge deine Kirche versammelt werden von den Enden der Erde in dein Reich."

Dabei ist aber ein Unterschied bemerkenswert. Die alte Kirche liebte es, den sakramentalen Leib Christi vor allem mit dem Leibe Christi, der die Kirche ist, zusammenzuschauen. Dagegen pflegte man in späterer Zeit und besonders seit dem Auftreten der Reformatoren, die an der wahren Gegenwart des Herrn im Sakramente rüttelten, den sakramentalen Leib Christi vorwiegend mit dessen irdisch-historischer Daseinsweise zusammenzuhalten und in Vergleich stellen, um so die wirkliche Gegenwart im Sinne des tridentinischen "wahrhaft, wirklich und wesentlich" zu betonen: derselbe, der durch die Städte und Dörfer von Palästina wanderte, ist hier zugegen. Heute sind wir daran, hier wieder ein Stück geistigen Besitzes der alten Kirche zurückzugewinnen, und dies sowohl für das Verständnis der Kirche wie für dasjenige der Eucharistie.

Wir haben wieder gelernt, in der Kirche die Gemeinschaft der Gläubigen zu sehen, derjenigen, die den Ruf Gottes vernommen und um Christus sich gesammelt haben, um unter seiner Führung das irdische Leben zu meistern und das himmlische zu gewinnen, und um so als Gottes Volk dem Reich Gottes auch schon in dieser Welt die Wege zu bereiten. Die Zahl der Gläubigen ist gewachsen, die nicht mehr bloß "zur" Kirche kommen und "von" der Kirche betreut sein wollen, sondern wissen, daß sie selber Kirche sind und daß sie zusammen mit den Trägern des kirchlichen Amtes für die Kirche Verantwortung tragen. Die Kirche ist nicht bloß er-

---

O Brot,
darin Wundermale leuchten,
darum Sterne kreisen,
dahinter unsichtbar ein Thron!
Davor die Cherubim
mit flammenden Schwertern
die sie nicht heben dürfen
gegen Verruchte.
Davor die Seraphim
als würdigste Leuchten,
die sich nicht zeigen dürfen

dem Glauben.
O Brot,
das am Herzen zu den Kranken
und im Herzen in die Welt getragen wird!
Davon die Starken leben,
dadurch die Armen reich,
damit die Pilger reisen,
die Sterbenden von hinnen ziehn.
O verwandeltes Brot,
das verwandeln will —
wir essen dich schauernd,
du gewaltiges Brot!

Franz Johannes Weinrich



wacht in den Seelen, sie lebt auch schon wieder mit neuer Kraft in Tausenden und Hunderttausenden.

Würde des Christen

Und zugleich ist das Verständnis für die Eucharistie gewachsen. Es war eine der ersten Bemühungen der Liturgischen Bewegung in unseren Landen, das Verständnis für den vollen Sinn der Eucharistie zu erneuern. Nirgends fühlt der Christ so sehr seine Würde als Vollbürger im Reiche Gottes wie in einem Gottesdienst, in dem alle als "heiliges Volk" gemeinsam vor Gott stehen und — eben die Eucharistie feiern.

Es war zwar derselbe Glaube, der auch unsere Vorfahren beseelt hat, wenn sie in ehrfürchtigem Abstand fast nur von ferne zum heiligen Sakrament aufschauten, wenn sie Prozesse führten, um sich für den Augenblick, da der Leib des Herrn in der Wandlung emporgehoben wurde, einen günstigen Platz in der Kirche zu sichern, oder wenn sie im Kampf gegen die Leugnung der sakramentalen Gegenwart des Herrn durch die Reformatoren die Aussetzung des Allerheiligsten über dem Altar, die schon das spätere Mittelalter so hoch geschätzt hatte, noch mehr steigerten, oder wenn nun immer mehr religiöse Genossenschaften die Anbetung des Allerheiligsten an die Spitze ihres Programmes setzten.

Eucharistiefeier

Aber es war doch ein Fortschritt und ein Gewinn, wenn wir nun wieder innegeworden sind, daß wir den Leib des Herrn nicht nur anbeten, sondern vor allem darbringen und empfangen sollen. Und es war ein weiterer Fortschritt und zugleich eine Rückkehr zum ursprünglichen Reichtum, wenn es uns klar wurde, daß wir die Eucharistie vor allem in der Gemeinschaft, als Kirche feiern sollen. Nicht der einzelne empfängt die Kommunion, sondern wir als Kirche müssen immer wieder zurückkehren zu jenem Mittelpunkt, der uns zur Gemeinschaft der Heiligen zusammenführt und zusammenhält. Nicht der einzelne "hört" die Messe, sondern wo immer der volle Sinn der Eucharistie verwirklicht werden soll, sind es die vielen, die die Messe feiern. Nicht der einzelne vertieft sich in sein Meßbuch, sondern wir bringen dar; "dein heiliges Volk", "deine Kirche", "deine Familie" betet und dankt und lobpreist.

Die Stationsfeier

Die alte Kirche war sehr bemüht, die Zusammengehörigkeit der Gläubigen als Kirche durch verschiedene Symbole und Gebräuche zum Ausdruck zu bringen. Zu diesen gehörte die Stationsfeier, die wiederum an vielen Punkten der alten Kirche bezeugt ist, aber in Rom ihre besondere Blüte erlebt hat. Der Bischof hält nach einem Rhythmus, der sich allmählich zu einem Jahreszyklus verfestigt, an bestimmten Sonn- und Festtagen des Jahres und besonders auch in der Quadragesima vor Ostern einen wandernden Gottesdienst. Die bedeutenderen Kirchen in den verschiedenen Teilen der Stadt und ihrer nächsten Umgebung werden der Reihe nach zur Stätte der Eucharistiefeier des Bischofs. Vertretungen aus allen anderen Teilen des kirchlichen Sprengels haben sich dazu eingefunden: die ganze Stadtkirche feiert wieder gemeinsam die Eucharistie. Heute noch sind in unserem Missale an vielen Tagen die römischen Basiliken angemerkt, denen jeweils die Ehre dieses Gottesdienstes zugedacht war. In einer abgeschwächten Form kann man wenigstens während der Quadragesima in Rom auch heute noch die Spätformen dieser Stationsfeier vorfinden. Ja, nicht wenige Kirchen der Christenheit haben in den letzten Jahrzehnten ein Wiederaufleben des alten Brauches erlebt, und wenn von unserem Heiligen Vater Johannes XXIII. berichtet wird, daß er im Jahre 1959 mehrere Male persönlich in seiner Stadt an Stationsfeiern teilgenommen habe, so ist das ein bedeutungsvolles Anzeichen dafür, daß der alte Gedanke zu neuer Kraft erwachen will.



Auf eine andere Weise ist der alte Gedanke aber schon längst zu neuem Leben erwacht. Seit dem Jahre 1881 ziehen die Eucharitischen Weltkongresse durch die Länder der Christenheit. Es waren zuerst vielleicht nur Kundgebungen des Glaubens, laute Proteste gegen die zunehmende Säkularisierung der Öffentlichkeit, Bekundungen der Treue gegen den, der in der Stille des Tabernakels unter uns wohnt. Die Prozession war der Höhepunkt; "Weltfronleichnam" hat man dieses Hochfest genannt, als es 1912 in Wien gefeiert wurde. Aber im Fortgang der Jahre sind aus der inneren Wesensgesetzlichkeit der Kirche und des Sakramentes heraus uralte Grundgedanken deutlicher und deutlicher in den Vordergrund getreten und mehr und mehr wirksam geworden: es ist ja die Feier der Eucharistie, in der das eucharistische Geheimnis seinen vollen Sinn entfaltet, und es ist ja nicht der Flugsand einer zur Millionenstadt zusammengewehten Menge, was sich hier, begünstigt von den heutigen Möglichkeiten des Verkehrs, zusammengefunden hat, sondern es ist die Kirche Gottes des zwanzigsten Jahrhunderts. Ja, es ist sogar die Gesamtkirche, die hier wieder, wie in den Zeiten ihres apostolischen Anfangs, ihre sichtbare Darstellung findet. Wenn in den stadtrömischen Stationsfeiern der Papst oder doch sein eigens bevollmächtigter Stellvertreter die Feier leitete, so steht seit 1906 ein Legat des Papstes an der Spitze der Feier; umgeben

von den Bischöfen aus vielen Ländern und von Klerus und Volk aus allen Nationen bringt er der göttlichen Majestät das Opfer dar. Der Intnernationale Eucharistische Kongreß ist auf dem Wege, zur Welt-Statio der Christenheit zu werden. Wir dürfen hoffen, daß es in München 1960 eine Feier sein wird, die des großen Gedankens würdig ist und in der es zugleich offenbar wird, daß sich die Kirche der deutschen Länder in den letzten Jahrzehnten nicht umsonst so sehr um ihren Gottesdienst bemüht hat.

Nur Zeichen

Doch wäre es selbst nach bestem Gelingen verfehlt, sich billigen Triumphgefühlen hinzugeben. Mit dem vollen Klang des Amen und der übrigen Antworten, mit der Kraft des Volksgesanges, mit der Tadellosigkeit der Zeremonien und selbst mit der Menge der Kommunionen ist es nicht getan. Aller Glanz des Gottesdienstes und sogar das heilige Opfer selbst ist nur Zeichen und kann nur Zeichen sein, Zeichen einer inneren Gesinnung, die solchem Zeichen entspricht, Zeichen der Hingabe des Gottesvolkes an Gottes Willen, und zwar Zeichen christlicher Hingabe, die den durch Christus gebahnten Wegen und den von ihm in seiner Kirche verkündeten Gesetzen un folgen bereit ist, die bereit ist zur Erneuerung der Welt aus Seinem Geist an ihrem Teil beizutragen. Daß diese Forderung, die das hohe Fest an uns stellt, verstanden wird, zeigt sich darin, daß die Zeit, die uns bis dahin noch gelassen ist, allenthalben, im seelsorglichen Programm der Pfarren, in den Losungen der Jugendgruppen, in der literarischen Vorarbeit, als Zeit der inneren Bereitung begriffen wird.

Es ist tatsächlich so, daß die eucharistische Frömmigkeit, auch in ihrer edelsten Ausprägung, nicht fremd über unserm Alltag schweben darf, wie es auch umgekehrt eine Verarmung wäre, wenn wir nicht alles sittliche und religiöse Streben des Christen und alle kirchliche und pastorale Arbeit unserer Gemeinden in jenem Zusammenhang sehen wollten, dessen letzte Krönung die Feier der Eucharistie ist. –

Hemmungslos

Viele unserer Neueinwanderer sind begeisterte Leser der bekannten deutschen Illustrierten. In jeder canadischen Stadt kann man sie massenweise kaufen. Oft werden wir gefragt, was die katholische Kirche eigentlich gegen diese Unterhaltungsblätter habe. Folgende Zeilen, dem Würzburger Wochenblatt "Die Allgemeine Zeitung" entnommen (26. Juni 1960) sollen zeigen, wie der christlich gesinnte Mensch urteilt. Das "rechte Urteilen" ist eben auch eine Sache, die gelernt sein will. Lehrmeister ist der Heilige Geist, der uns durch seine Gaben der Weisheit, des Verstandes, des Rates und des Wissens leitet. Gott ist halt überall, wo der Mensch Ihn sein und wirken läßt. Wo man Ihn ausschaltet, liest man halt und denkt und urteilt unweise, unklug, unwissend, und ratlos schaut man auf, wenn man die Kirche urteilen hört, und man ruft: "Was ist denn nun schon wieder? Diese Blätter haben doch wirklich nichts Böses an sich?"

Die Allgemeine Sonntagszeitung vertritt seit ihrem Erscheinen die Meinung, die ehrliche Sorge um den Aufbau unseres Landes und seiner Demokratie verlange die uneingeschränkte Auseinandersetzung mit den Verbrechen, die der Nationalsozialismus im Namen und zur Schmach Deutschlands begangen hat. Das gilt auch von dem Fall Eichmann, der seit einiger Zeit und immer noch im Weltinteresse steht. Es scheint nus nur verständlich, daß dieser Fall viele Zeitungen veranlaßte, wiederum in aller Deutlichkeit von den grauenhaften Folgen des Rassenwahnes zu sprechen.

Auch die Illustrierte "Revue" tat das in einer vierseitigen Reportage. Zwei Seiten davon stellte sie für ein Foto frei, das angeblich heimlich im Vernichtungslager Treblinka aufgenommen ist. Es zeigt etwa 20 Frauen, einige mit ihren Kindern, die vor den Gaskammern auf ihren Tod warten. Da die vertierten Mörder bekanntlich darauf bedacht waren, jeden Meter Stoff für ihre stolze Nation zu retten, stehen diese Frauen und Mädchen aller Kleider beraubt im Schnee. Bevor man mordete, pflegte man zu erniedrigen.

Die "Revue" nun hält es für angebracht, diese brutale Entblößung, die damals vor den Augen einiger Dutzend SS-Henker geschah, heute wiederum Revue passieren zu lassen vor den Millionen Augen ihrer großen Lesergemeinde. Woher eigentlich nimmt die "Revue" den Mut, sich so ungeheuerlich zu vergreifen? War man sich in der Münchener Redaktion so sicher, daß diese Frauen und all ihre Angehörigen tot seien und daher niemand mehr protestieren könne?

Wäre diese Veröffentlichung in einer ernsthaften politischen Zeitschrift geschehen, so könnte man sie wenn auch unmutig, als Taktlosigkeit bezeichnen. So aber steht dieses grauenhafte Dokument mitten unter den Bildern einer Illustrierten, die immer und immer wieder ihre 1 150 000 Leser mit Skandalen, sex-betontem Klatsch und leicht-geschürzten Starfotos bei der Stange zu halten versucht. Dies legt den Schluß nahe, daß auch diese Veröffentlichung in ihren Motiven sich in die Gesamttendenz der "Revue" einordnen lasse. Dagegen muß jeder mit tiefem Entsetzen protestieren, dem das Andenken der unschuldigen Opfer des Nationalsozialismus eine viel zu heilige Sache ist, als daß es von gewissen Publizisten für sehr unheilige Zwecke ausgeschlachtet werden dürfte.

Bleibt noch die Pflicht, wieder einmal auszusprechen, daß uns jedes Verständnis dafür fehlt, daß sich immer noch evangelische und katholische Geistliche dafür engagieren lassen, "Feigenblatt" einer frommen Sonntagsbetrachtung umzuhängen. Es konnte den "Zeitschriftendienst" auch in seiner neuesten Ausgabe nicht davon abhalten, die "Revue" mit dem Prädikat" Abzuraten" zu kennzeichnen. Es ist zu hoffen, daß es auch nicht davon zurückschrecken läßt, sie in Bälde unter "Abzulehnen" einzustufen. –

Eine Gewissensfrage an alle

Ich glaube an einen Gott

Ich glaube an einen Gott — Nehmen wir das Glaubensbekenntnis ernst

Von Balthasar Fischer

Ist es nicht eigenartig, daß es am Ende des Wortgottesdienstes auf einmal "Ich" heißt: Credo in unum Deum. Ich glaube an den einen Gott, und dazu noch in einem Volksgesang (das Credo gehört ja zur Rolle des Volkes und wird von uns allen gesungen). Volksgesänge sind aber sonst in der Messe immer im Wir-Stil gehalten, und es ist leicht verständlich warum: sie wollen unser aller Stimme sein. Warum macht das Credo eine Ausnahme von dieser Regel? Weil es ursprünglich kein Meßgesang war und erst später aus einem anderen Zusammenhang in die Messe herübergeholt wurde. Der ursprüngliche Platz des Glaubensbekenntnisses ist in der Taufliturgie; in ihr ist es ganz natürlich, daß jeder einzelne Taufkandidat den Reichtum seines neuen Glaubens in der Einzahl bekennt und sagt: Ich glaube an den einen Gott.

Aber warum hat man denn dieses Tauf-Glaubensbekenntnis in die Messe und warum gerade an diese Stelle der Messe herübergenommen? Das geschah zum erstenmal in der Zeit der großen Glaubenskämpfe der christlichen Frühzeit, als die Kirche sich mit gefährlichen Irrlehren, besonders über die göttliche und menschliche Natur des Erlösers, auseinandersetzen mußte. da sagte man sich, es müsse heilsam sein, wenn die Christen allsonntäglich bei der Feier des Herrenmahles, gleichsam als Protest gegen all diese Irrlehren, unverfälschten Glauben bekennten, wie er auf den Allgemeinen Konzilien von Nizäa und Konstantinopel festgelegt worden war und wie er dann im Tauf-Glaubensbekenntnis der Kirche von Jerusalem seinen Niederschlag gefunden hatte.

An welcher Stelle der Messe sollte man nun dieses Glaubensbekenntnis einfügen? Im Abendland hat man sich gesagt: Es paßt nirgendwo besser, als in dem Augenblick, in dem wir wieder einmal die frohe Botschaft vernommen haben; wenn wir dann gemeinsam unseren Glauben bekennen, dann wird das wie ein ganz besonders feierliches Amen sein, mit dem wir unsere Zustimmung zur Botschaft Christi bekräftigen. So ist es gekommen, daß bis auf den heutigen Tag das nizäno-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis den Schlußpunkt des Wortgottesdienstes darstellt.

Man sollte meinen, man hätte sich damit begnügt, an dieser Stelle der Messe die feierliche Formel, in der die wichtigsten Lehren des katholischen Glaubens knapp und klar zusammengefaßt sind, miteinander aufzusagen. Im Morgenland hat man das auch getan und tut es bis auf den heutigen Tag. Aber bei uns im Abendland hat man einen Schritt weitergehen wollen. Man wollte das, was die Quelle unserer tiefsten Freude ist, singen dürfen, und so hat man die wunderbaren Melodien für das Credo geschaffen, die man nie mehr vergessen kann, wenn man sie einmal auf dem Petersplatz in Rom oder in Lourdes von einer vieltausendköpfigen Menge aus allen Völkern hat singen hören.

Hier können wir eine erste Eigenschaft lernen, die unser Credo-Singen bei der Sonntagsmesse haben müßte. Es müßte "von Herzen" kommen; sonst hat es keinen Sinn, daß wir diese Formeln singen. Ein Fremder müßte uns anspüren, daß das Credo mehr für uns ist als eine Sammlung trockener Katechismussätze: was wir da von Gott dem Vater und von seinem wesensgleichen, menschgewordenen Sohn und von beider Heiligen Geist und von der heiligen Kirche bekennen, das ist der Quellgrund unseres Lebens und der Quellgrund nimmer endender Freude, die hinüberströmt ins ewige Leben. Deshalb könnten wir nicht anders, wir müssen diese Freude unseres gemeinsamen Glaubens heraussingen, wenn wir am Sonntag zusammen sind.

Einen zweiten Sinn unseres Credo-Singens am Sonntag lehrt uns der heilige Augustinus. Er sagt einmal seinen Neugetauften, sie sollten von nun an alle Tage ihres getauften Lebens mit dem Glaubensbekenntnis (und dem Herrengebet) beginnen. Das Glaubensbekenntnis sei für den getauften Menschen so etwas wie ein Spiegel, in den man am Morgen schaut, ehe man unter die Menschen geht. Allmorgendlich sollten sie sich beim Blick in diesen geistlichen Spiegel fragen, ob ihr Leben das widerstrahle, was hier ihr Mund bekennt. Ob es uns nicht auch gut täte, wenigstens allsonntäglich unser Leben an dem zu messen, was im Credo der Messe unser Mund bekennt, und wenn es nur die eine stille Gewissensfrage wäre, ob wir wirklich Menschen sind, denen man es bis auf die Straße und den Arbeitsplatz anmerkt, daß sie am Sonntag allen Ernstes in der Kirche gesungen haben, sie glaubten an den Nachlaß der Sünden, die Auferstehung des Fleisches und das ewige Leben! –

Wer aufmerksam zuhört, vernünftig fragt, gelassen antwortet und zu sprechen aufhört, wenn er nichts mehr zu sagen hat, ist im Besitz der nötigen Eigenschaften, die das Leben erheischt. *Lavater*

Hochzeit

Von Grete Schoeppl

Wonneseliger Sommer war es. Im frischglänzenden Grün wiegten sich die Palmen, die Weiden und Zypressen standen mit neuen Trieben geschmückt und säumten malerisch das Ufer des weiten Sees, der wie das blaue Auge des Himmels in diese Gegend eingebettet war..

An der offenen Tür einer ärmlichen Fischerhütte lehnte ein junges Mädchen und blickte in träumerischer Versonnenheit über die leis rauschenden Wasser hin, die der sommerliche Lufthauch durchkräuselte.

Wer das Mädchen genauer ansah, konnte bemerken, daß es von erlesener Schönheit war. In den lieblichen Reizen, mit denen Mutter Natur sie freigebig ausgestattet hatte, spiegelte sich der Glanz eines reinen Herzen, eines lebhaften, empfänglichen Geistes und einer edlen Seele wider.

Groß und selten waren auch die Gedanken, die sie bewegten, als sie so in der Türe der niederen Hütte stand und in die Ferne sah. Sie dachte an den sanften Fremden, der seit einiger Zeit in ihres Vaters Haus kam, der in anregendem Gespräche bei Tische saß und das ärmliche Mahl mit ihnen teilte.

Nie noch hatte sie einen so strahlenden schönen Menschen gesehen, dessen Schönheit so rein, so durchgeistigt und erhaben war, daß man bei seinem Anblick meinte, nicht rein genug zu sein, seine Gegenwart genießen zu dürfen.

Das junge Mädchen wußte wohl, wer dieser Mann war . . . ihr Vater, der Fischer Simon, hatte es ihr verraten. Aber auch ohne diese Erklärung hätte sie es gewußt. Als sie fieberglühend im Krankenbett gelegen und der Mann aus Nazareth mit ihrem Vater vom Fischfang heimgekehrt war, als sie und die anderen bei Tische saßen, das Brot brachen und den Wein nach altem Brauche segneten, da hatte sie vieles gehört, was Jesus gesprochen. Und diese Worte blieben wie mit glühendem Griffel in ihre Seele geschrieben.

Petronilla wußte, daß das Wort des Propheten in d i e s e m erfüllt war, sie wußte, daß Gott selbst in der Gestalt dieses Sterblichen zur Erde herabgekommen war, die Menschheit zu erlösen und ihnen den Weg zu weisen ins Paradies, einen neuen, unerhört herrlichen Weg in das Reich Eden, das durch die Erbsünde den Menschen ewig hätte verschlossen bleiben sollen.

Ihre Mutter Perpetua trat jetzt zu ihr hinaus. "Kommt Vater schon heim?" fragte sie und legte die Hand schützend gegen das Sonnenlicht über die Augen.

"Ja," jubelte Petronilla, da sie ganz von ferne, vom blauen Gestade des Sees Genesareth einige Gestalten näherkommen sah.

Die Fischer mußten ihre Boote schon weiter draußen ans Land gebracht haben, um länger mit dem Herrn auf dem grünen Wiesenteppich lustwandeln zu können.

Hoch schwellte sich die Brust des jungen Mädchens, als es Jesus von Nazareth an der Seite ihres Vaters und seiner Freunde sich nähern sah. Mit einem Male waren die Jahrhunderte banger Sehnsucht in ihr lebendig, als die Propheten den Messias ersehnt und verkündet . . . und die Jahrtausende ahnte sie, die kommen würden, da die Menschheit immer zehren und ‚sich nähren würde von dem Geiste dieses Einzigen, der jetzt, gerade jetzt, zu ihrer Zeit, leiblich, als Mensch, als Bruder, über die Erde ging . . . und just als Freund ihres Vaters in die Hütte ihrer Eltern.



Es überwältigte sie jäh! Heiße Tränen sprangen aus ihren Augen, ihr Herz hämmerte zum Vergehen . . . und jetzt, jetzt, als der Nazarener im weißen, wallenden Gewande, im Kreise der anderen bei der Türe, wo sie stand, angekommen war, warf sich Petronilla auf die Knie nieder, ergriff das Lilienkleid des Welterlösers und drückte es bebend an ihre Lippen. Die Sinne drohten ihr zu schwinden vor der Wucht des Augenblicks, vor der Hochzeit der Menschen, in der zu leben ihr vergönnt war.

Als sie aus ihrer Verzückung wieder zu sich selber kam, waren alle schon ins Haus gegangen und Petronilla schickte sich an, ihnen zu folgen, um beim Mahle zu bedienen.

Da trat hinter den Büschen des kleinen Gärtchens ein junger Mann hervor, faßte das Mädchen an der Hand und rief mit heißer Stimme: "Petronilla, länger kann ich nicht warten! Du weißt, wie sehr ich dich liebe, und du verschiebst die Entscheidung von einem Tag auf den andern. Geliebte, ich vergehe, ich verbrenne vor Sehnsucht! Jetzt oder nie, ende meine Qual! Sag, daß du mein Weib werden willst, sage es schnell! Willst du es nicht, so werde ich dich jezt, in diesem Augenblick, mit Gewalt entführen. Hinter jedem dieser Sträucher ist einer meiner Diener verborgen. Ein Wink mit meiner Hand und sie treten hervor, dich zu rauben.

Aber noch will ich Gewalt nicht brauchen, noch will ich in Ruhe dich befragen: Petronilla, willst du mein Weib werden?

Petronilla preßte vor Überraschung und Verzweiflung beide Hände gegen ihr Herz. Sie kannte diesen Jüngling wohl, Flacus war es, ein edler Römer aus vornehmer Familie, der dem einfachen jüdischen Fischermädchen die Ehre antat, um sie zu werben.

Gleichwohl aber konnte sie die Seine nicht werden. Ihre Seele war von Höherem durchleuchtet, als in einem gewöhnlichen Leben unterzutauchen. Dem Ungestümen dies zu sagen und zu erklären, war jedoch nicht möglich, sie wußte ja, was dann geschehen würde. Darum faßte sie sich rasch und sagte: "Edler Flaccus, könnte es dich denn freuen, ein wehrloses Mädchen mit Gewalt zu erobern? Laß mir noch drei Tage Zeit, damit ich mich auf die Hochzeit vorbereiten kann. Schicke mir dann edle Jungfrauen, die mich in deinen Palast geleiten möchten."

Flacus war selig über diese verheißungsvolle Antwort und zog mit seinen Dienern ab.

Petronilla aber begab sich in die Stube, reichte Wasser zum Waschen der Füße, brachte Brot und Wein, stellte die Gefäße auf den Tisch und setzte sich dann abseits, die Männer zu beobachten und Jesu Worte zu vernehmen.

Aber vergebens bemühte sie sich heute, die Unruhe ihres Herzens niederzuhalten. Sie wußte, daß sie Flaccus ein Versprechen gegeben hatte, das sie niemals halten konnte.

Sie hörte den Mann aus Nazareth alle Tugenden verherrlichen, und ihr Herz entflammte neu in heiliger Sehnsucht, fleckenlos und lilienweiß durchs Leben zu gehen.

Groß und hell standen schon die Sterne am nachtdunklen Himmel, als die Männer zum Aufbruch rüsteten.

Petronella ging in den Garten, und ihre Augen waren voll von Tränen, ihr Herz war zum Zerbersten von Pein und Qual erfüllt, da vernahm sie einige leichte Schritte neben sich, blickte auf und gewahrte die Lichtgestalt des Nazareners.

Mit einem unbeschreiblichen, tief in die Seele dringenden Blicke sah er sie an und fragte: "Was bedrückt dich, meine Tochter? Ich habe bemerkt, als du bei Tische dientest, daß eine große Unruhe in deiner Seele ist!"

"Herr, Herr!" stammelte Petronilla und fiel sogleich in die Knie nieder und rang in heißem Flehen die Hände. "Ich habe, entzückt von deinen heiligen Lehren, dir und dem himmlischen Vater ewige Jungfräulichkeit gelobt, und nun kam ein junger Römer, um mich zu freien, und wollte mich sogleich entführen lassen, wenn ich ihn abgewiesen hätte. So habe ich ihm zugesagt, in drei Tagen sein Weib zu werden. O Jesus von Nazareth, erbarme dich meiner, errette mich, daß ich mein Gelöbnis nicht brechen muß!"

"Steh auf!" sagte der Gottmensch gerührt und voll Milde, "nicht umsonst sollst du dich dem himmlischen Vater geweiht haben. Ehe drei Tage vorbei sind, wird dir geholfen werden!"

Mit langsamen Schritten entfernte er sich, der Mond begleitete seine edle Gestalt mit silberfließendem Glanze.

In Petronilla aber rief und glühte es: "O hohe, langersehnte Zeit, von der Jahrtausende noch flammen und leuchten werden! O unfaßbar gewaltige Hochzeit der Seele!" —

Bald waren drei Tage dahingegangen. Schon nahten die edlen Römerinnen, das schöne Fischermädchen zu schmücken und zur Hochzeit zu bereiten, die in Flacus' Palaste in allem Glanze stattfinden sollte.

Trotz dieser Vorbereitungen verzweifelte Petronilla nicht. Was Jesus ihr verheißen, würde sich erfüllen, so stand es felsenfest in ihrem Geiste, und dieser Glaube sollte nicht getäuscht werden.

Als sie fertig geschmückt war, erfaßte ihre jungen, zarten Glieder eine ganz eigenartige Müdigkeit. Sie legte sich auf ihr Bett, um einige Augenblicke zu ruhen, aber sie sollte sich nicht mehr erheben, sie entschlief in das ewige Reich, die Sehnsucht ihrer reinen Seele sollte sich erfüllen, unbefleckt in den Himmel einzugehen.

Als nun die Jungfrauen mit Entsetzen sahen, daß Petronilla plötzlich gestorben war, eilten sie bestürzt in das Haus ihres Herrn und überbrachten ihm diese traurige Botschaft.

Von tiefem Schmerz ergriffen, den Fehler seines Ungestüms einsehend und bereuend, folgte der edle Römer nun, statt seine Braut an die Tafel zu geleiten, dem Trauerzuge.

Aber er wußte nicht, daß diese Leichenfeier trotz allem eine Hochzeit war, eine Hochzeit für Petronilla, die ihrem himmlischen Bräutigam in die Gefilde der Seligen vorausgeeilt war, um als Erste seiner Heiligen einst ewig mit Gott vereint sein zu dürfen. –

MARIA

Makellose Jungfrau, du warst dem Jesuskind Stütze und Bergung auf den Wegen der Verbannung und, als es heranwuchs, Wegweiserin auf der Reise zur Heiligen Stadt, ihm nahe noch beim Aufstieg auf Kalvaria, und bist nun, in den Himmel aufgenommen, die Königin der Welt, die Mutter der Güte und Barmherzigkeit, Weg und Pforte zum Himmel: Sei du uns gnädig auf unserer irdischen Reise, beschütze uns vor den Gefahren für Leib und Seele, denen wir ständig ausgesetzt sind, und mach uns gütig und geduldig gegenüber dem Nächsten, der sich uns anvertraut.

Ihr himmlischen Geister, die ihr als Boten des Allerhöchsten die Räume durcheilt, und ihr Heiligen des Himmels alle, besonders ihr, die ihr als Apostel und Missionare Christusträger wart: erfleht uns einen lebendigen Glauben, der unser Leben zu Gott geleitet und uns immer zur letzten Reise bereit hält — hin zur ewigen Heimat, wo wir mit euch Gott loben werden von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Erwaegungen ueber das zweite Vatikanische Konzil

Rom und die getrennten Brüder

Von Otto Schüngl

Schon an jenem Montag vor Pfingsten, an dem Papst Johannes XXIII. nach dem halböffentlichen Konsistorium zur Vorbereitung der Heiligsprechung des spanischen Bischofs Juan de Ribera den 31 in Rom anwesenden Kardinälen in seiner Privatbibliothek über den Fortgang der Vorbereitungsarbeiten für das Konzil berichtete, begannen auch vorsichtige Leute zu glauben, daß die katholische Christenheit die Versammlung ihrer Oberhirten nicht erst in drei oder vier Jahren erleben wird. Die Kardinäle hielten zwar Stillschweigen über alles, was ihnen der Heilige Vater in jener Reunion mitgeteilt haben mag, die an ein Konsistorium aus der Zeit erinnerte, da das Plenum des heiligen Kollegiums noch als wirkliche Ratsversammlung des Papstes fungierte. Auch das vom Vatikan veröffentlichte Kommuniqué enthielt nicht viel mehr als die Feststellung, daß Papst Johannes XXIII. am Pfingstsonntag die Kommissionen für die eigentliche Vorbereitung des Konzils einsetzen werde und daß die Anregungen von 2000 Bischöfen und 60 Universitäten zum Konzil von der "commissione antepreparatoria" gesichtet und in eine Synthese gebracht worden seien. In seinem "Motu proprio" hat nun zwar der Papst die Kommissionen eingesetzt, aber keinen Termin genannt. Wie jedoch von zuverlässiger Seite im Vatikan verlautet, soll das Konzil im Jahre 1962 stattfinden.

Es drängt sich nun die Frage auf, auf welche Weise es möglich gewesen ist, die notwendige Vorbereitungszeit so beträchtlich herabzusetzen. Die Antwort kann nur mit Vorbehalt gegeben werden; aber es scheint, daß die Aufgabe des Konzils eingeschränkt worden ist, sah es gleich nach der ersten Ankündigung noch so aus, als ob das Zweite Vatikanische Konzil als Unionskonzil konzipiert sei, so konnte die freundliche Aufnahme, welche die Absicht Johannes' XXIII. sowohl bei den Orthodoxen als bei den Protestanten fand, doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß zwischen unverbindlichen Äußerungen der Verbundenheit und der Rückkehr der getrennten Brüder in die eine Kirche Christi noch ein weiter Weg liegt. Johannes XXIII. selbst war der erste, der dem Rechnung trug, indem er das Konzil einige Monate nach der Ankündigung nur noch als eine "Einladung" an die von Rom getrennten Kirchen bezeichnete. Und Kardinalstaatssekretär Tardini präzisierte, daß Würdenträger nichtkatholischer Kirchen nur als Beobachter an dem Konzil teilnehmen könnten und nur dann eine Einladung erhalten würden, wenn sie den Wunsch nach einer solchen Einladung erkennen ließen.



MARIA

Heilige Jungfrau, wahrhaft Mutter des ewigen Wortes, das in unser Fleisch und Schicksal gekommen ist, Frau, die du im Glauben und in deinem gebenedeiten Schoße unser aller Heil empfangen hast, Mutter darum aller Erlösten, immer Lebende im Leben Gottes, uns nahe, weil uns die Gottvereinten am nächsten sind.

Wir preisen im Dank der Erlösten das ewige Erbarmen Gottes, das dich erlöst hat. Als du anfingest zu sein, war dir schon die heilige Gnade zuvorgekommen, und diese reuelose Gnade hat dich nie mehr entrinnen lassen. Du gingst den Weg aller Kinder dieser Erde, die engen Pfade, die so ziellos sich durch die Zeit zu winden scheinen, die Wege der Gewöhnlichkeit und der Schmerzen bis zum Tod. Aber es waren die Wege Gottes, der Pfad des Gaubens und des bedingungslosen "Mir geschehe nach deinem Wort."

Karl Rahner SJ.

Ob man in Genf, wo sich unter der Leitung des Protestanten Visser van't Hooft die 121 nichtkatholischen christlichen Religionsgemeinschaften im Weltkirchenrat ein gemeinsames Organ gegeben haben, einen solchen Wunsch äußern wird, bleibt abzuwarten. Und abzuwarten bleibt auch das Verhalten der Orthodoxie, in der, was das Verhältnis zu den "Lateinern" anbelangt, nach wie vor Meinung gegen Meinung steht.

Man ist sich selbstverständlich auch im Vatikan darüber im klaren, daß Katholiken und Orthodoxe mit dem Wort "Ökumeni sches Konzil" einen verschiedenen Begriff verbinden. Die orthodoxen Bischöfe könnten, selbst wenn sie persönlich der Union günstig gegenüberstünden, der Vereinigung mit Rom nur dann zustimmen, wenn sie zumindest der Billigung

des niederen Klerus gewiß wären. Gerade der niedere Klerus ist aber in weiten Teilen der Ostkirche Träger jenes Ressentiments gegen die "Lateiner", das noch aus den Tagen der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer stammt.

Unter solchen Umständen hat der Patriarch Athenagoras von Konstantinopel, ein erklärter Freund der christlichen Einheit, einen schweren Stand. Seine Jurisdiktion erstreckt sich im wesentlichen nur auf die Türkei, die umliegenden Inseln und einige Auswanderer in Nord- und Südamerika, im ganzen 300 000 Seelen; so kann er für das große Anliegen der Annäherung der Christen, das ihm im gleichen Maße wie Papst Johannes XXIII. Herzensbedürfnis zu sein scheint, nur das große Ansehen in die Waagschale werfen, das seinem Patriarchenstuhl zu eigen ist. Es heißt, Athenagoras habe die Absicht, einen ständigen Abgesandten an den päpstlichen Hof zu entsenden. Der Patriarch hat sich auch schon seit langem bereit erklärt, dem Papst einen Besuch abzustatten, falls ihm dieser einen Gegenbesuch leisten würde. Aber all diese Dinge sind bisher nicht richtig zum Tragen gekommen, und die verfrühte Publizität, welche die für diesen Sommer in Venedig geplante katholisch-orthodoxe Theologenkonferenz nicht zustande kommen ließ, hat sowohl im Vatikan wie im Phanar, dem Sitz des Patriarchen von Konstantinopel, zu dem Entschluß geführt, bei allen Äußerungen über das Verhältnis der beiden Kirchen zueinander vorsichtigste Zurückhaltung walten zu lassen.

So wird man also vor der orthodoxen Gesamt-Konferenz, die Athenagoras für diesen Sommer nach Rhodos einberufen hat, nichts über die Haltung der Ostkirchen zum Konzil erfahren können. Und acuh nach der Konferenz wird niemand erwarten, daß die Union schon unmittelbar vor der Türe steht. Das Konzil bedeutet also, was die Union anbelangt, für die "getrennten Brüder" nur eine Einladung", und das Schwergewicht des Konzils verlagert sich somit auf die innere Erneuerung der katholischen Kirche, die allein diese Einladung besonders wirksam und dringend machen kann. Aus dem Unionskonzil wird eine Art Reformkonzil — ein Reformkonzil, dessen Ziel ein vertieftes Selbstverständnis der Kirche selbst ist.

Somit dürfte der Schwerpunkt der bevorstehenden Sitzungen der Konzilsväter auf der Lehre von der Kirche liegen, auf der Ekklesiologie, wie sie die Theologen nennen, einer Disziplin die seit Pius' XII. Enzyklika "Mystici corporis" in den Mittelpunkt des Interesses gerückt ist.

Es wird in diesem Zusammenhang auch viel von einer "Dezentralisierung" der Kirchenverwaltung gesprochen, einer verstärkten Stellung der Bischöfe gegenüber der römischen Kurie. Das Wort wurde vor einigen Monaten sogar vor einem der angesehensten Titularerzbischöfe im Gespräch mit einem deutschen Kardinal gebraucht. Trotzdem scheint es nicht ganz den Kern der Dinge zu treffen, denn "Dezentralisierung" würde eine Schwächung des zentralen Organismus bedeuten, während das Ziel der "Dezentralisisten" nicht eine solche Schwächung, sondern eine Stärkung der peripheren Gewalten unter Beibe-

BAUERNGEBET

's Kreuz steht einsam auf den Feldern,
Kreuz von meiner Bauernhand,
hart gehauen, grob gebildet,
eine goldne Frucht im Land

Jesus ist für uns gestorben
und vielleicht auch für mein Feld.
Er nur weiß, wie's um die Sterne,
wie's um meine Saat bestellt.

Herr, laß uns einander helfen,
du, der nicht das Stroh verkennt,
gib mir Saat, ich geb' dir Weizen
für dein heil'ges Sakrament.

Felix Timmermans



haltung der zentralen Position des römischen Pontifex und seiner engsten Mitarbeiter in der Verwaltung der Weltkirche ist.

Was gemeint ist, ist also vielmehr die genauere Umschreibung der Stellung der Bischöfe, deren Amt als Nachfolger der Apostel ebenso göttlichen Rechtes ist wie das des Papstes als Nachfolger Petri. Nur der Einmarsch der königlichen italienischen Truppen in die Hauptstadt des Kirchenstaates hat es 1870 verhindert, daß das erste Vatikanum die Würde der Bischöfe ebenso deutlich herausgearbeitet hat wie die des Papstes. Die Folge war ein Zentralisierungsprozeß, im Verlaufe dessen sich Entscheidungsgewalt auch über solche Fragen nach Rom verlagerte, die sich im lokalen Bereich vielleicht rascher erledigen ließen.

Die modernen Nachrichten- und Verkehrsmittel unserer Zeit haben es der Kirche ermöglicht, ihre Mission in nie erreichte Weiten vorzutragen, immer neuen Völkern und immer neuen Rassen die frohe Botschaft zu predigen — neuen Völkern und neuen Rassen, deren anderes Kulturerbe nach neuen Methoden der Seelsorge verlangt. Das Konzil wird zu bestimmen haben, bis zu welchen Grenzen den Bischöfen bei der Festlegung dieser Methoden, die von Land zu Land verschieden sein müssen (selbst mitten in Europa), freie Hand gegeben werden soll.

Man versieht, daß vor allem vom pastoralen und liturgischen Bereich die Rede ist. Aber auch die Stellung der Bischöfe gegenüber den in ihren Sprengeln ansässigen Klöstern wird von der "Dezentralisation" berührt, wobei wahrscheinlich das Konzil nach dem Vorbild der römischen Diözesansynode im Zeichen des in vielen Teilen der Welt herrschenden Priestermangls den Ordensklerus bei der Erfüllung seelsorglicher Aufgaben stärker als bisher den Bischöfen unterstellen wird.

Die Dezentralisierung auf der einen Seite verlangt aber auch nach Zentralisierung auf der anderen Seite — und gerade der Priestermangel wird die Kirche dazu zwingen, nachhaltiger als früher Geistliche aus Ländern mit Priesterüberschuß in Länder zu senden, in denen es zu wenig Priester gibt. Ein Anfang ist schon seit langem gemacht, indem spanische Priester in das riesige religiöse Notstandsgebiet Südamerika geschickt wurden. Für Europa sind vor mehr als einem Jahr von einem Arbeitskreis unter der Leitung von Erzbischof-Koadjutor Dr. Jachym in Wien interessante Untersuchungen angestellt worden. Auch diese Frage wird auf dem Konzil sicherlich zur Sprache kommen, wie denn überhaupt alle den Klerus betreffenden Fragen Papst Johannes XXIII. besonders am Herzen liegen.

Dies gilt vor allem für die Ausbildung und Heiligung der Priester. Davon hat der Papst schon ein paar Monate nach seiner Wahl in der Enzyklika über den heiligen Pfarrer von Ars gesprochen während der römischen Diözesansynode; und man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß auch auf dem Konzil sehr ausführlich davon die Rede sein wird. Keine Rede wird dagegen von einer Aufhebung des Zölibats sein, das der Papst selbst als "Ehre und Schmuck des katholischen Priestertums" bezeichnet hat. Auch um den Vorschlag, das Amt des Diakons zu verselbständigen und seinem Träger die Verehelichung gu gestatten, ist es in letzter Zeit recht still geworden.

Dagegen wird weiterhin von einer Reform des Index (Verurteilung nur in Ausnahmefällen, dafür Bücherkataloge mit Wertungen nach dem Vorbild des von den katholischen Filmkommissionen angewandten Systems) und des Breviers (Verkürzung gewisser Teile, dafür eine halbe Stunde freie Betrachtung täglich) gesprochen. Und auch die Stellung der Laien in der Kirche wird beim Konzil sicherlich ausfürlich zur Sprache kommen.

Zwei Monate soll die Versammlung der Bischöfe im Vatikan dauern, heißt es in Rom. — Diese Zeit wird zusammen mit der gründlichen Vorarbeit wohl genügen, zu gemeinsamen Entschlüssen zu kommen. Sicherlich werden sich auf dem Konzil Gruppen bilden, auf allen großen Kirchenversammlungen der Weltgeschichte hat es bisher auch eine wirkliche Opposition gegeben — aber die Hilfe des Heiligen Geistes, welcher der Gemeinschaft der Bischöfe die gleiche Unfehlbarkeit verleiht wie dem Papst, hat am Ende stets alle Meinungsverschiedenheiten überbrückt. –

Speak english oder die Pflege der Muttersprache

CH Die Londoner "Times" hat sich dieser Tage über eine deutsche Nachkriegserscheinung verwundert, die man hierzulande kaum noch so recht wahrnimmt: die stetig fortschreitende Durchsetzung der deutschen Sprache mit englischen Vokabeln. Zwar lassen sich, wie die Zeitung zugesteht, ähnliche Sprachvermischungen überall dort entdekken, wo einmal fremde Besatzungstruppen gewesen sind. In Frankreich, Italien und Osteuropa beispielsweise haben sich seit dem zweiten Weltkrieg Wortstämme eingebürgert, die ganz offensichtlich dem deutschen Lexikon entstammen. Die Gründlichkeit jedoch, mit der wir Deutschen darangegangen sind, unsere Sprache umzumodeln, stellt, wie die "Times" meint, alles in den Schatten, was es auf diesem Gebiet bisher gegeben hat: Wenn sich die Briten auch über die Anziehungskraft ihrer Sprache geschmeichelt fühlen könnten, müßten sie doch mit Staunen vermerken, wie leichtfertig die Deutschen mit ihrer eigenen Sprache umgingen.

Es ist müßig, der Londoner Zeitung Gegenrechnungen aufzumachen; denn solche Rechnungen gehen todsicher daneben. Wenn auch nicht zu befürchten ist, daß zwischen Nordsee und Alpen in ein paar Generationen nur noch englisch geredet wird: daß wir Deutschen in den letzten Jahren mit unserer Sprache ziemlich wild umgesprungen sind, läßt sich nicht leugnen. Dabei sind die Englischbrocken, mit denen sich heutzutage jeder deutscher Backfisch (will sagen: Teenager) produziert, keineswegs die Zeichen für ein wachsendes Bedürfnis (und Vermögen), sich in fremden Sprachen auszuerkennen. Im Gegenteil. Sie sind einfach Beweisstück dafür, daß es mit der Pflege der Muttersprache nicht weit her ist.

Ausgezahlt

Eine Erzählung von Johann Peter Hebel, der am 10. Mai 1760, also vor zweihundert Jahren, geboren war und gut zu erzählen verstand. Was er sagt, gilt heute ganz besonders.

Als in dem Krieg zwischen Frankreich und Preußen ein Teil der französischen Armee nach Schlesien einrückte, waren Truppen vom rheinischen Bundesheer dabei, und ein bayrischer oder württembergischer Offizier wurde zu einem Edelmann einquartiert und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemälde hingen. Der Offizier schien sehr große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bei diesem Mann gewesen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von seinem Hauswirt, daß er ihm eines von diesen Gemälden zum Andenken schenken möchte. Der Hauswirt sagte, daß er das mit Vergnügen tun wollte, und stellte seinem Gast frei, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte. Nun, wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von jemand auszusuchen, so erfordern Verstand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Vornehmste und Kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeint. Daran schien dieser Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemälden fast das schlechteste. Aber das war unserem schlesischen Edelmann nichts desto lieber, und er hätte ihm gern das kostbarste dafür gelassen. "Mein Herr Obrist", so sprach er mit sichtbarer Unruhe, "warum wollen Sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer anderen Ursache wert ist? Nehmen Sie doch lieber dieses hier oder jenes dort." Der Offizier gab darauf kein Gehör, schien auch nicht zu merken, daß sein Hauswirt immer mehr in Angst geriet, sondern nahm gerade das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer feuchter Fleck. "Was soll das sein?" sprach der Offizier erzürnt zu seinem todblassen Wirt, tat einen Stoß, und auf einmal fielen ein paar frisch gemauerte und übertünchte Backsteine zusammen, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Edelmannes eingemauert war. Der gute Mann hielt nun freilich sein Eigentum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine namhafte Teilung ohne Inventarium und ohne Kommissarius vornehmen werde, ergab sich geduldig darein und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß hinter diesem Gemälde sein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiderte: "Ich werde den Entdecker sogleich holen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin"; und in kurzer Zeit brachte sein Bedienter — sollte man's glauben — den Maurermeister selber, den nämlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spitzbubenstreichen, die der Teufel auf ein Sündenregister setzen kann. Denn ein Handwerker ist seinen Kunden die größte Treue und in Geheimnissen, wenn es nichts Unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf hätte. Aber was tut man nicht um des Geldes willen? Oft gerade das nämliche, was man um der Schläge oder um des Zuchthauses willen tut oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfuhr unser Meister Spitzbub. Denn der brave Offizier ließ ihn jetzt hinaus vor die Stube führen und ihn von forscher Hand 100, sage hundert Prügel bar ausbezahlen, lauter gute Valuta, und war kein einziger falsch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetastet sein Eigentum zurück.

Das wollen wir beides gutheißen und wünschen, daß jedem, der Einquartierung haben muß, ein so rechtschaffener Gast und jedem Verräter eine solche Belohnung zuteil werden möge. –

Zuviel ist zuviel

Ein spanischer Edelmann, stolz wie ein chinesischer Mandrarin im Mittelalter, reiste zu Pferd quer durch Spanien. Überall fand er, seiner edlen Herkunft wegen, stets bestes Quartier in den vornehmsten Gasthäusern.

Nun geschah es, daß ihn eines Tages die Nacht überfiel, als er durch eine menschenarme Provinz ritt. Als die Sterne schon zahlreich am Himmel funkelten, erbickte er schließlich die Laterne einer kleinen Herberge.

Ungeduldig klopfte er an die Tür. Nach einigen Minuten fragte die schlaftrunkene Stimme des Gastwirts an der Tür: "Wer ist da?"

"Ich", antwortete in herablassendem Tone der Reiter, "ich, Don Juan Pedro Hernandez, Rodrique de Villanova, Graf von Malagro, Ritter von Santiago und von Alcantara."

"Ich bedaure außerordentlich", versetzte der Wirt mit höflichen Worten, aber schroffem Tone, "aber ich habe keinen Platz für so viele Leute." Und er schlug, ärgerlich über die Störung seiner Nachtruhe, die Tür vor der Nase des Wartenden zu. –

10 Gebote Gottes im Strassenverkehr

Auszug und Kommentar aus einer Predigt von Dr. Joseph Schröffer, Bischof von Eichstätt

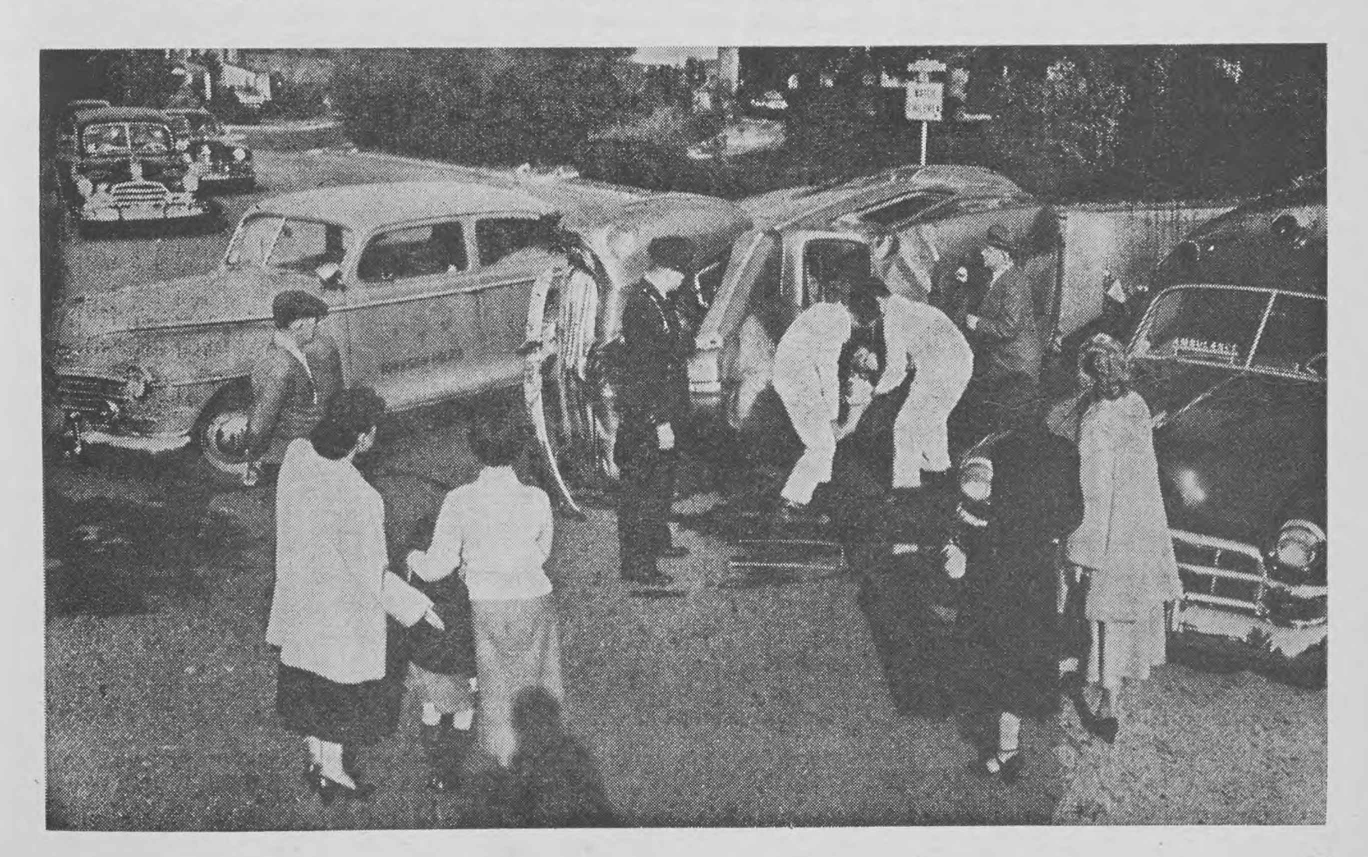
1. Gebot: *Du solls Gott anerkennen, auch als den Herrn der Landstraße!*
Höret, ihr Beherrscher der Straße, höret und vergeßt nicht Ich bin der Herr über Land und Volk; der Herr auch eurer Straßen und aller, die auf ihnen fahren. So spricht er heute. Und er spricht weiter: Wenn ich der Herr bin, dann gilt mein Gesetz. Und mein Gesetz gilt überall, auf allen Straßen der Welt. Das Gesetz des Rechtes und der Gerechtigkeit, das Gesetz der Liebe, der Rücksichtnahme und des Helfenwollens.

So mag der Herr heute zu uns sprechen. Es geht ein Zug durch eure Zeit, der mich abdrängen will von euren Straßen und von den Plätzen und Märkten des Lebens. Der mich hinausdrängen will aus der Öffentlichkeit und hinein in die Kirche und in die Sakristei. Nein, so ist das nicht. Ich habe euch etwas zu sagen, auch auf euren Straßen. Und wenn ihr meinem Gebote folgt und meine Straßenordnung haltet, dann fahrt ihr gut; denn meine Gebote, die meinen es nur gut mit euch. Und nehmt ihr mich selber mit auf eurer Reise, dann fahret ihr sicher und erreicht das Ziel.

Aber was führt ihr da mit in euren Wagen? Welche Fetische und Götzen? Welche Amulette und Maskottchen? Nicht Aberglaube, echten Glauben will ich sehen. Nicht ein Maskottchen kann euch retten. Schützen können euch nur die Heiligen Gottes. Betet vor jedem Antritt eurer Fahrt ein Gebet: Heiliger Christophorus, beschütze die Fahrer und alle, die in Gefahr sind!

2. Gebot: *Laß Gott den Herrn aus dem Spiel in deinem Wort am Steuer!*
Du sollst den Namen Gottes nicht mißbrauchen, um deinem Unmut Luft zu machen, und sollst nicht Gott zuschieben, was deinem oder anderer Fahrer Leichtsinn zuzuschreiben ist. Du sollst nicht fluchen, wenn du einen Plattfuß fährst. Du sollst nicht fluchen, wenn der andere die Kurve schneidet und dir vor den Bug und in die Quere kommt. Es brauchen keine Schmeicheleien zu sein — aber laßt mir Gott den Herrn aus dem Spiel! Er ist es nicht, der euch ein Hindernis in den Weg gelegt.

3. Gebot: *Keine Sonntagsfahrt ohne Sonntagsmesse!*
Schaltet eine Pause ein für das hl. Opfer. Das Dritte Gebot Gottes, das Gebot der Sonntagsheiligung, gebietet auch die Sonntagsruhe. Es gibt heute schon "Autobahn-kirchen". In vielen Ländern sind am Ortseingang und -ausgang die Gottesdienstzeiten angezeigt.



4. Gebot: *Stell die Familie höher als dein Fahrzeug und den Motor!* Wie sieht es aus am Sonntag? Springen da nicht die Motoren an? Knattern da nicht die Krafträder und tragen eure Jugend fort, weit über Land? Die Familie zerflattert. Niemant fühlt sich mehr wohl daheim. Das Haus entvölkert sich. Schütz die Familie vor der Sprengkraft und der Fliehkraft der Motore!

Das Vierte Gebot gebietet die Achtung vor dem Staat und vor seinen Gesetzen, vor seiner Straßenordnung und den Verkehrsvorschriften, die erlassen werden. Wir respektieren auch die Männer, die da im flutenden Strom der Straße stehn und diesen Strom zu leiten haben. Wir respektieren sie, auch wenn einmal einer von ihnen den Notizblock zückt, um einen Sünder zu notieren.

5. Gebot: *Du sollst nicht töten durch Fahrlässigkeit und Unbeherrschtheit, sondern sollst Liebe üben!*
Das Gebot der Straße schlechthin. Du sollst nicht töten durch Fahrlässigkeit und Unbeherrschtheit im Verkehr. Du sollst Liebe üben, eine Liebe, die dient, die Rücksicht nimmt und allen hilft, die Hilfe brauchen. Leben und Tod sind in eure Hand gegeben. Was ist aus unseren Straßen geworden! Man spricht nicht mehr vom Schlachtfeld des Krieges, sondern vom Schlachtfeld der Straße. Sie fordert ihre Opfer. Nach den neuesten Statistiken in der Welt: alle 50 Sekunden ein Verkehrsunfall, alle 41 Minuten ein Todesopfer. In Deutschland gab es 1958 genau 715 453 Unfälle, mit 35 844 Verletzten und 11 927 Toten.

Nicht wenige sind unter die Raubritter der Straße gegangen. Sicherheit des Verkehrs ist eine Frage der Persönlichkeit geworden, nicht mehr der Technik, eine Frage der Moral.

Die Zentauren sind gekommen. Die Sage wird Wirklichkeit, Mensch und Pferdekräfte werden zu einem verschmolzen. Der Mensch hat sich verbündet mit der Kraft der Rosse. Das fordert Beherrschung der Kraft.

6. und 9. Gebot: *Du sollst dich ritterlich benehmen auf der Straße!*
Auch das Sechste Gebot gilt auf der Straße. Nur einige Begriffe seien erwähnt: Trampmädchen, Autostop und Anhalter. Wir gehen nicht unter die Raubritter und Wegelagerer, die Menschen überfallen und ihnen das Kostbarste rauben, was sie haben.

7. und 10. Gebot: *Du sollst das Recht der anderen Verkehrsteilnehmer achten!*
Das Siebte Gebot in der Straßenordnung Gottes schützt das Recht und die Gerechtigkeit und läßt nach dem Grundsatz handeln: Jedem das Seine. Vorfahrt dem, dem sie gebührt. Die Mitte der Straße dem schnellen Verkehr. Der Langsame gehört an die rechte Straßenseite.

Das Gebot schützt auch das Eigentum, wendet sich gegen jene, die auf parkende, nicht abgesperrte Wagen lauern; oder die sich ungefragt und unerlaubt auf ein fremdes Moped setzen; die mit Sondern und Hebeln hineingreifen in den fremden Tank, in den fremden Werkzeugkasten.

8. Gebot: *Du sollst nicht falsches Zeugnis geben, sondern tapfer und ehrlich zur Wahrheit stehen!*
Du sollst nicht feige bei einem Unfall Fahrerflucht ergreifen, sondern in Ehrlichkeit zu dem Vorfall stehen, und befragt, sollst du die Wahrheit sagen, den Sicherheitsorganen und dem Gericht. –

Der Geldbrieftraeger war da

Ich kam abends nichtsahnend nach Hause. Der Hauswart ging mir entgegen, den Besen in der Hand, mit Geheimnis gefüllt bis über den Hemdkragen.

"Der Geldbriefträger war da", flüsterte er hinter der vorgehaltenen Hand, "der Geldbriefträger!" Und er zog ehrfürchtig vor mir den Hut.

"Das ist schön", sagte ich zerstreut und trat in den Flur.

Im ersten Stock traf ich den Jungen von Lehmanns. Er stieß ein Indianergeheul aus:

"Für Sie war der Geldbriefträger da!" schrie er, "ich habe ihm gesagt wo Sie wohnen — Kann ich nicht ein Eis kriegen?"

"Gut, gut morgen", sagte ich leicht ärgerlich.

Vor meiner Tür stand der Hauswirt mit zwei Erwachsenen.

"Der Geldbriefträger war da", sagte er. "Dürfte ich bitten, den geringen Rest der Miete . . ." Und dabei reichte er mir eine säuberlich geschriebene Rechnung.

Fünf Minuten später schrillte die Klingel. Es war Tante Emilie. Sie wohnt drei Häuser weiter, aber sie wußte es schon.

"Die Familie muß zusammenstehen", sagte sie feierlich, "vor fünf Jahren habe ich dir einen Rohrstuhl überlassen. Nun möchte ich dich bitten . . ."

Da hielt ich es nicht mehr aus und lief zur Post. Der Schalter war schon geschlossen, aber ich flehte den Beamten an. Er war ein Mensch, ließ sich erweichen und zahlte mir gegen Vorlage meines Scheines eine Mark siebzehn Pfennige aus.

Als ich wieder nach Hause kam, hingen alle Leute aus den Fenstern, sofern sie nicht im Flur oder vor meiner Tür standen. "Wir gratulieren", lächelten sie.

Im Verlaufe der nächsten Stunde läutete es siebenmal. Da sah ich ein, daß das nicht so weitergehen konnte. Ich gab Lehmanns Jungen zehn Pfennig und ließ die Hausbewohner zu mir bitten.

"Meine lieben Mitbewohner", sagte ich feierlich. "Sie haben recht gesehen, der Geldbriefträger war bei mir. Soeben bekam ich eine Mark und siebzehn ausgezahlt. Ich stelle sie hiermit der Hausgemeinschaft zur Verfügung, unter Einschluß von Tante Emilie natürlich, mit der mich verwandtschaftliche Bande verknüpfen."

Sie starrten mich ernst eine Weile an, wie einen Mensch, den man für ehrlich gehalten hatte und der sich nun plötzlich als Betrüger entpuppt. Dann gingen sie steif und ohne Gruß. — Lehmanns Junge nicht.

"Ich nehm' sie, sagte er und steckte die Mark siebzehn ein.

Von diesem Tag an grüßt mich niemand mehr. Ich bin geächtet. — Daß der Geldbriefträger wieder bei mir war, haben sie scheinbar gar nicht bemerkt. Er forderte nämlich die Mark siebzehn zurück. Man hatte sie irrtümlicherweise an mich ausgezahlt. –

("Der Landmann")

Herzschlag am Steuer

Erzählung von Liselotte Kahlberg

Bevor er am Morgen fortging, sagte sie: "Vergiß nicht, die letzte Rate für die Fernsehtruhe muß morgen überwiesen werden." Er nickte müde. "Ja, ich weiß. Ich hoffe, daß Franke & Co. heute die Rechnung bezahlen."

"Hoffentlich hast du Glück. Auch mit neuen Aufträgen. Wir brauchen Geld. Fürs Wohnzimmer fehlt ein neuer Teppich. Der alte paßt nicht zu den neuen Polstermöbeln."

Er nickte wieder, küßte sie flüchtig und eilte die Treppe hinab. In der letzten Zeit sah er immer ein wenig abgespannt aus und heute besonders. Oder schien ihr das nur so? Vielleicht machten sich bei ihm allmählich die Jahre bemerkbar. Schließlich war er nicht mehr der Jüngste.

Sie sah vom Erkerfenster aus zu, wie er den Wagen aus der Garage holte, und ein Lächeln glitt über ihr Gesicht: Das Auto war ein beinahe prunkvolles amerikanisches Modell, um das manch einer sie beneiden mochte. Ihr selber schien es mit seiner leuchtend mohnroten Lackierung als eine Art Symbol des materiellen Erfolges, den sie gehabt hatten und der ihnen nun ein Leben mit allen Annehmlichkeiten gestattete.

Dabei war es noch gar nicht so lange her, seit sie ganz klein angefangen hatten, noch nicht einmal zehn Jahre. Manchmal, wenn auch ungern, erinnerte sie sich jener Tage. In einem Sammellager für Ostflüchtlinge hatten sie sich kennengelernt und bald darauf geheiratet. Ihr erstes Zuhause war eine winzige möblierte Mansarde gewesen. Daß sie so schnell aus Not und Armut herausgefunden hatten, sah sie zum großen Teil als ihr persönliches Verdienst an, und sie war stolz darauf. Immer und immer wieder hatte sie ihn angespornt, ihm Mut gemacht und keine Ruhe gelassen: Wir müssen vorwärts, wir wollen etwas sein, man soll uns anstaunen, bewundern . . .

Als er abfuhr, winkte sie ihm noch einmal kurz zu und wischte mit dieser Handbewegung zugleich die Gedanken an das Vergangene weg. Jeder Blick zurück war ihr unbehaglich. Sie ließ sich nicht gern aus dem bequemen Einerlei ihres Alltags herausreißen. Sie haßte alles, was ihr nicht freundlich entgegentrat.

Mit der Sicherheit der Selbstbewußten gab sie dann der Hausangestellten ihre Anweisungen, was zu putzen, einzukaufen und zu kochen sei. "Mein Mann kommt voraussichtlich spät. Ich gehe nachher auch weg. Falls jemand nacn mir fragen sollte — ich bin beim Friseur." Beim Umziehen fiel ihr ein, daß sie vergessen hatte, ihrem Mann zu erzählen, wie sehr gestern bei den Scheuermanns ihr neues Kleid aufgefallen war und daß man sie mehrmals gefragt hatte, wo sie arbeiten ließ. Auch hatte sie ihm noch sagen wollen, daß er sich beim Juwelier eine Krawattennadel ansehen solle. Er müsse unbedingt einen haben, wenn sie nächste Woche der Einladung bei dem befreundeten Fabrikanten folgen wollten.

Der Weg zum Friseur führte sie durch einen belebten Teil der Innenstadt. Besonders an Markttagen staute sich dort der Verkehr in den engen Straßen. An den Kreuzungen mußte sie mehrmals stehen bleiben, doch sie genoß diese kurzen Aufenthalte, weil sie sie dazu benutzte, zu beobachten, wie viele bewundernde Blicke von Männern wie Frauen auf ihr ruhten. Sie war schön und elegant, das wußte sie. Nichts an ihr erinnerte noch an das knochige, in weiten Männerhosen und einer schmutzigen Kunstlederjacke stekkende Mädchen, das sie einmal gewesen war.

Als sie in die Brückenstraße einbog, schreckte ein schrilles Geräusch von berstendem Metall und splitterndem Glas sie aus ihren wohlgefälligen Selbstbetrachtungen auf. Sie hörte angstvolle Rufe, erregtes Stimmengewirr und fühlte sich im selben Augenblick im Gedränge rasch nach vorne geschoben. Alles geschah sehr schnell. Zuerst versuchte sie noch, sich zu befreien, denn da war anscheinend irgendwo ein Unglück passiert, und sie scheute den Anblick eines Toten oder Verletzten. Aber in der nächsten Sekunde war es zu spät. Schon hatten ihre Augen zwischen den Köpfen der Menschen hindurch stückweise das gräßliche Bild der Zerstörung in sich aufgenommen: ein Wagen war in das

---

Gebet des Autofahrers

Von Papst Johannes XXIII.

Gott, allmächtiger Vater, du hast den Menschen nach deinem Bild geschaffen, indem du seinem Leib eine unsterbliche Seele einhauchtest, die nach dir verlangt und auf den Wegen des Glaubens zu dir gelangen und in dir ruhen will: Schenk uns Autofahrern, die im Dienst unserer Brüder die Wege dieser Welt zu durcheilen berufen und bereit sind, das Bewußtsein unserer schweren Verantwortung und zeige uns den Pfad der Liebe und der Klugheit.

Jesus, fleischgewordenes Wort, du bist hienieden die Wege über Land und Meer gewandelt, um deinen Feinden zu entfliehen, um die Kranken zu heilen und das Himmelreich zu verkünden; mach uns stark und treu im Guten und bewahre uns immer in deiner Gnade.

Schaufenster eines Textilgeschäftes hineingefahren und lag mit zerfetzter Kühlerhaube und geborstenen Scheinwerfern schräg zwischen einem Gewirr von Holz- und Glassplittern, Stoffetzen und zerbrochenen Modepuppen. Über dem Steuerrad hing schlaff der Oberkörper eines Mannes. Sie sah es nur schemenhaft; der Hut einer vor ihr stehenden Frau nahm ihr schnell wieder die Sicht. Doch inzwischen hatte sie genug gesehen: Das Unglücksauto dort vorn war ein großer, schwerer Wagen, mohnrot lackiert, vom gleichen Modell wie ihr Wagen. Das Gesicht ihres Mannes stieg vor ihren Augen auf, müde, verzagt, unsicher, wie er vor einigen Stunden die Wohnung verlassen hatte. Der Verunglückte, der da bewegungslos über dem Steuerrad lehnte — das konnte — Jürgen, ihr Mann sein! Eine lähmende Angst überfiel sie. Sie mußte Gewißheit haben.

Doch gelang es ihr nicht sofort, die Mauer der Neugierigen zu durchbrechen, die sie vom Unfallort trennte, obwohl sie sich rücksichtslos einen Weg nach vorn zu bahnen versuchte. Immer wieder wurde sie zurückgestoßen, zumal sich von der anderen Seite her ein kleiner Trupp grünuniformierter Polizisten genähert hatte und mit der Absperrung begann. Sie schrie die Leute an, der Verunglückte gehöre zu ihr, stammelte dazwischen den Namen ihres Mannes.

Auf der Seite, wo die Polizisten noch absperrten, tauchte plötzlich ein älterer Herr im schwarzen Mantel auf. “Ich bin Arzt”, rief er mehrmals laut, um schneller durchgelassen zu werden. Als er das Auto erreichte, hatte bereits jemand die vordere Tür geöffnet, und er beugte sich über den regungslos im Wagen sitzenden Mann und tastete vorsichtig mit beiden Händen Kopf und Brust ab. Das, was er währenddessen sagte, ging im Heulen des anfahrenden Unfallwagens unter. Zwei Männer, Rotkreuzbinden über den Ärmeln, trugen eine Bahre herbei und stellten sie längsseits des Autowrackes auf den Bürgersteig.

In diesem Augenblick bemerkten die Polizisten die verzweifelt schluchzende Frau, die mit hängenden Armen dastand und am ganzen Körper zitterte. “Kennen Sie den Mann?” fragte einer und griff ihr stützend unter die Arme. Sie gab keine Antwort, denn sie lauschte der Stimme des Arztes, der sich den Polizisten zuwandte: “Ich kann keine Verletzung feststellen. Allem Anschein nach war der Mann schon tot, bevor der Wagen in das Schaufenster raste. Wahrscheinlich Herzschlag am Steuer.”

In ihrer Erregung erfaßte sie den Sinn dessen, was der Arzt gesagt hatte, zunächst nicht. Nur das Wort “tot” klang ihr unheilvoll in den Ohren. Bleich vor Angst, mit bebenden Lippen, neigte sie sich vor und starrte an dem Arzt vorbei auf das schon durchsichtig wächsern wirkende Gesicht des Toten im Führersitz: Es war das Gesicht eines Unbekannten.

*

Alles, was nachher, von jenem Augenblick an bis zu ihrer Rückkehr in die Wohnung geschah, konnte sie später nicht mehr sagen. So tief hatte das Erlebte sie ergriffen, so groß war die Angst gewesen und so überwältigend am Ende das Gefühl der Erleichterung und der Dankbarkeit dafür, daß all ihr Leid, das der Herztod dort auf der Straße wohl ausgelöst haben mochte, nicht ihr zugedacht gewesen war. Als sie endlich ihre Fassung wiedergewann, war es ihr, als sei sie ein anderer Mensch geworden. Sie hatte lange geträumt, nun war sie aufgewacht. Sie war blind gewesen, nun sah sie. Sah, wie schal und leer aller Prunk um sie herum war, wie das Streben nach Besitz bei ihr zu einer Sucht geworden war, sah die Fragwürdigkeit allen Reichtums, sah, daß es unter der verlockenden, glitzernden Oberfläche der Wohlhabenheit auch noch ein anderes Leben gab, das wertvoller war.

Noch nie hatte sie die Rückkehr ihres Mannes so sehnsüchtig erwartet wie an diesem Tage. Noch nie war sie so bewußt glücklich gewesen, als sie ihn endlich in ihre Arme schließen durfte. Sie sagte: “Ich bin froh, daß du da bist. Ich hatte Angst um dich. Während ich auf dich wartete, habe ich nachgedacht. Wir müssen versuchen, anders zu leben.”

An ihrem Blick erkannte er, wie ernst es ihr war. –

. . . nur Verrückte haben's eilig

Unter den Motorisierten im Straßenverkehr lassen sich unterscheiden:

Der rücksichtslose Rasante. Für ihn ist der Wagen in erster Linie Spielzeug und Mittel zum Auskosten des Geschwindigkeitsrausches. Geschwindigkeit und Geschicklichkeit bestimmen seine Fahrweise. Das Sicherheitsmoment tritt hinter das Risiko zurück. Der Kitzel liegt im Wagnis.

“Spitzenreiter”. Er kann kein Fahrzeug vor sich ertragen. Das Überholen ist seine Spezialität. Für ihn ist Fahren eine Konkurrenzsache. Die Gefahren des Überholens sind ihm bekannt — niemals ein Hindernis. “Spitzenreiter” verwechseln die Verkehrsstraße mit einer Rennstrecke.

Sicherheitsfahrer. Sicherheit heißt sein oberstes Gesetz. Er hat sein Fahrzeug jederzeit in der Hand. Er gebraucht die Bremse selten, die Hupe nie. Dennoch fährt er zügig und kommt voran. Er wird selten zum Verkehrshindernis. Den Spitzenreiter läßt er ruhig vorbeibrausen.

Der Trödler. Weder Geschwindigkeit noch Geschicklichkeit sind bei ihm maßgebend, sondern ein gemütlich-gemächliches Weiterkommen. Im Straßenverkehr ist er meist ein Hindernis. Sein Motto: “Deine Ruhe sei Dir heilig, nur Verrückte haben's eilig.”

Freundliches Geben zieret das Leben,
Schließe dem Dürftigen nimmer die Hand!
Frommes Erbarmen läßt nie verarmen;
Wohltun ist Quelle im brennenden Sand.
Gertrud Maassen

Aus der katholischen Welt

Landessprache im Gottesdienst wird gefördert. – Zum Beweis dafür, daß die Kirche gerade den einfachsten Leuten, die kein Latein verstehen, immer näher kommen will, werde danach gestrebt werden, beim Gottesdienst soweit wie möglich von der Landessprache Gebrauch zu machen. Diese Feststellung traf Papst Johannes XXIII. in der Pfarrkirche des römischen Arbeiterviertels Tiburtino, wo er am Stationsgottesdienst teilnahm. Allerdings müsse sich der Gebrauch der Landessprache innerhalb der Tradition der Kirche halten. Der Papst sagte ferner, daß diese Frage auf dem kommenden ökumenischen Konzil sicher erörtert werde.

"Nicht angebracht" – Ein Kesseltreiben wird zur Zeit auf Ceylon von Kommunisten und buddhistischen Nationalisten im Rahmen einer "Volksfront gegen die katholische Kirche inszeniert. Anlaß dazu waren die am 19. März stattfindenden Parlamentswahlen, bei denen die beiden Parteien gemeinsam den derzeitigen Ministerpräsidenten Dahanayake, einen ehemaligen Lehrer an einer katholischen Schule, stürzen wollten.

Hauptangriffspunkt der antikirchlichen Stimmungsmache sind die etwa 900 katholischen Schulen mit insgesamt 220 000 Schülern, von denen ein beträchtlicher Teil nicht katholisch ist. Die "Volksfront" hat nun diese Schulen als für einen überwiegend buddhistischen Staat "nicht angebracht" bezeichnet und ihre sofortige Verstaatlichung gefordert.

Mit Unterstützung der Kölner Katholiken, die das Erzbistum Tokio "adoptiert" haben, wird im April in der japanischen Hauptstadt ein neues Priesterseminar errichtet. Das Seminar, das dem heiligen Franz Xaxer geweiht wird, soll 130 Theologiestudenten Unterkunft bieten und damit einem dringenden Bedarf abhelfen, da die Zahl der Priesterstudenten wesentlich rascher steigt als im Verhältnis dazu die Konversion zum Katholizismus. Immerhin hat sich die Zahl der Katholiken seit 1945 von 100 000 auf 265 000 erhöht. Die Zahl der einheimischen japanischen Priester wird dieses Jahr die 300-Grenze übersteigen. Neben den beiden Seminaren von Tokio und Fukuoka, die den Diözesanklerus ausbilden, gibt es in Japan noch Seminarien der Franziskaner, der Franziskaner-Konventualen, der Salesianer und der Jesuiten ,in denen sie ihre eigenen Studenten unterrichten.

Ungarn – Einen verschärften Kampf gegen die "reaktionären Element, de sich auch in den Kirchen verstecken", forderte der neue Leiter des seit einiger Zeit wieder selbständigen Staatsamtes für Kulturangelegenheiten der ungarischen Regierung, Karoly Olt. Unter Hinweis auf die Reorganisation des Staatskirchenamts in Budapest erklärte Olt, die ungarische Regierung wolle der Kirchenpolitik künftig größere Bedeutung zumessen. Über die Art des versteckten Staatsinteresses an den Krchen ließ er keinen Zweifel: der Staat lege Wert darauf, daß "die Kirchen mit ihrem Verhalten den Aufbau des Sozialismus unterstützen." Die Regierung werde "die fortschrittlichen Kräfte in der Kirche in ihrem politischen Kampf gegen die Reaktion mit aller Kraft unterstützen", um so mehr, als dieser Kampf auch von der "entscheidenden Mehrheit der Gläubigen" gebilligt werde.

Großen Erfolg hatte in Genf eine Bibelwoche, die unter dem Thema "Die Bibel und ihre Botschaft" abgehalten wurde. In seinem Diözesanblatt sprach Bischof Charrière den Wunsch aus, von dieser Bibelwoche möge der Anstoß zu einem größeren Einfluß der Heiligen Schrift auf Predigt, Religionsunterricht und Liturgie in den Pfarrgemeinden ausgehen. Im Rahmen der Bibelwoche, welche von der Katholischen Liga für das Evangelium (Paris) veranstaltet wurde, kamen u. a. folgende Themen in Vorträgen usw. zur Sprache: Die Schriftenfunde vom Toten Meer Die Kirche und die Bibel. Was ist die Bibel? Wie soll man die Bibel lesen? Bibel und Eucharistie. Die Interpretation der Bibel bei den Katholiken und bei den Sekten. Eine biblische Ausstellung und Filmvorführungen ergänzten diese Vorträge. Auch von den nichtkatholischen Genfer Religionsgemeinden wurde dieser Ausstellung großes Interesse entgegengebracht.

In Italien zählt man derzeit 152 312 Schwestern und 15 678 religiöse Häuser, die weiblichen Gemeinschaften gehören. In den letzten 80 Jahren konnte man in Italien eine Zunahme der religiösen Berufe bei den Frauen beobachten. In den achtziger Jahren gab es in Italien rund 30 000 Ordensschwestern. Ihre Zahl ist heute auf über 152 000 angewachsen, so daß auf 10 000 Einwohner 31 Schwestern entfallen.

Rund acht Millionen Gulden (etwa 8,8 Millionen DM) sind in den Niederlanden durch Spenden, Kollekten und Beiträgen der Regierung zum Weltflüchtlingsjahr als Flüchtlingshilfe aufgebracht worden. Dieses Gesamtergebnis entspricht einer durchschnittlichen Spende von 70 Cent (80 Pfennige) je Einwohner des Landes und ist viermal höher, als man zu Beginn dieser Aktion vor einem Jahr erwartet hatte. Besonders groß war die Spendefreudigkeit in der Ortschaft Nieuwe Tonge, die 1953 bei der großen Springflut fast völlig zerstört und inzwischen wieder aufgebaut wurde. Hier entfallen 1,97 Gulden (2,2 DM) auf jeden Einwohner. Ein Teil dieser Spende wird auch deutschen Flüchtlingen zugute kommen; u. a. sollen für die Auflösung der westdeutschen Flüchtlingslager Ohmstede und Frieddrichsfeld und die anderweitige Unterbringung der dort lebenden etwa 400 Flüchtlinge Mittel zur Verfügung gestellt werden. Darüber hinaus sind finanzielle Hilfsmaßnahmen für eine Anzahl kleinere Projekte in Deutschland ebenso wie in Österreich, Italien, Griechenland und im Mittleren Osten vorgesehen.

"Die christliche Kirche hat in Afrika nicht mehr viel Zeit zu verlieren", schreibt der Erzbischof von York, Dr. Ramsey, der sich zur Zeit in Afrika befindet und in seinem Diözesanblatt eine vorläufige Bilanz der Reise gibt. Es sei unmöglich, nichts von der politischen Spannung zu spüren, die überall in Afrika die Menschen bewege. Die Arbeit der christlichen Kirchen sei schwieriger geworden, aber angesichts des raschen Umbruchs und der elementaren Kraft des afrikanischen Nationalismus auch dringlicher. Die entscheidende Frage laute, ob das Ergebnis dieser Entwicklung eine Kirche mit afrikanischer Führung oder eine Ablehnung des Christentums sei, weil dieses als "europäisch" gelte. Der Erzbischof schreibt, er werde nach England zurückkehren mit dem lebhaften Wunsch, daß England Afrika nicht mit Reden zu Hilfe komme, sondern dadurch, daß es Männer und Frauen entsende, "die Christus in Afrika dienen wollen." Das sei keine Plattheit, sondern etwas, was man in Großbritannien noch nicht hinreichend begriffen habe.

Menschen auf der Flucht

Zum Weltflüchtlingsjahr 1960

Die unfreiwillige Wanderung hat kein Ende —

Von T. Greif

Es ist mehr zweifelhaft, ob die Idee, ein Weltflüchtlingsjahr zu proklamieren, eine psychologische Meisterleistung war; denn wie den Leuten am Ende eines Mozartjahres der Sinn nach allem andern als nach — Mozart steht, so könnte es auch passieren, daß die wohlgemeinte Absicht, mit dem Weltflüchtlingsjahr eines der traurigsten Kapitel unserer Tage neu ins Bewußtsein der Menschheit zu bringen, schließlich ins Gegenteil umschlägt. Man erinnert sich noch allzugut an die ersten Nachkriegsjahre, wo eine bestimmte Art von Zeitfilmen nachgerade einen Trümmerkomplex auslösten. Wenn es erst einmal einen Flüchtlingskomplex gibt (und es gibt, weiß Gott, schon Anzeichen in Fülle), dann werden es die verantwortlichen Leute in den Weltorganisationen schwer haben, jene Tugenden zu wecken, auf die dieses Problem bitter angewiesen ist: Verständnis, Hilfsbereitschaft und Opfermut.

Wenn nicht Woche um Woche neue Zahlen aus den Berliner Notaufnahmelagern gemeldet würden, wäre wahrscheinlich mancher versucht zu fragen, ob es heutzutage überhaupt noch Flüchtlinge gäbe. Nun, die Zahl aller Heimat-und Staatenlosen unseres Jahrhunderts, das sich aller nur erdenklichen zivilisatorischer und technischer Fortschritte rühmen kann, ist erschütternd hoch. Sie liegt nach den Schätzungen der UNO bei 40 Millionen. Ein hoher Prozentsatz davon lebt nach wie vor unter Bedingungen, die schlechterdings menschenunwürdig sind. Indes, niemand redet mehr davon. Das Flüchtlingsdasein, die großen Trecks, die Barackenlager: alles das sind mittlerweile Begriffe geworden, die man möglichst vergessen machen möchte; denn ganz abgesehen davon, daß sie die Gewissen beunruhigen könnten, stehen hinter ihnen politische Wirklichkeiten auf, die man ebenfalls gern tabu halten möchte. Als die Vollversammlung der Vereinten Nationen sich im vorigen Jahr entschloß, ein Weltflüchtlingsjahr zu proklamieren, da war es denn auch im wesentlichen die Sorge, die Menschheit könnte aus falschen Rücksichten das Problem einfach der Vergessenheit preisgeben, die 72 Nationen und 70 internationale Hilfsorganisationen dazu trieb,



sich für dieses Sonderjahr einzusetzen. Daß die UdSSR und ihre Sateliten das Weltflüchtlingsjahr ablehnen und sich folglich auch nicht an den neu intensivierten Hilfsaktionen beteiligen, versteht sich bei allem von selbst.

Flüchtlinge gibt es darum nicht nur an der Berliner Nahtstelle zwischen Ost und West. Über eine Million Chinesen sind durch den Bambusvorhang geflüchtet und haben in den nichtkommunistischen Nachbarländern, vor allem aber in Hongkong Zuflucht gesucht. Den 200 000 Ungarn, die im Spätherbst des Jahres 1956 vor den sowjetischen Panzern aus der Heimat fliehen mußten, sind vor Jahresfrist 15 000 Tibetaner gefolgt. In Korea und Vietnam, zwei Ländern, die wie Deutschland in eine kommunistische und eine nichtkommunistische Hälfte gespalten sind, ist der Strom der Flüchtlinge nie versiegt. Und überall dort auf der Welt, wo sich, wie in Afrika und im Vorderen Orient, in den Nachkriegsjahren neue Staaten gebildet und neue politische Konstellationen entwickelt haben, sind auch Flüchtlingslager aus dem Boden geschossen: in Tunis gibt es rund 180 000 algerische Flüchtlinge, und fast eine Million Araber hat der Palästinakonflikt heimatlos gemacht.

Man kann, wie gesagt, darüber streiten, ob ein Weltflüchtlingsjahr das geeignete Mittel ist, die Menschheit für dieses Problem zu interessieren. Unbestreitbar ist die Dringlichkeit des Problems selbst — und ist die Notwendigkeit, rasch und umfassend für Abhilfe zu sorgen. Der Hohe Flüchtlingskommissar, der Vereinten Nationen hat erst dieser Tage darauf hingewiesen, daß es einfach nicht angehe, noch immer rund 20 000 Menschen, die vor einem Jahrzehnt ihre Flucht antreten mußten, in europäischen Lagern sitzen zu lassen. In den Holzbaracken und Wellblechhütten, die seit dem letzten Krieg wie Pilze aus dem Boden geschossen sind, leben Greise, die sich an das bittere Los der Entrechteten gewöhnen mußten — und leben Kinder, deren Heimat das Lager ist. Es wäre eine Katastrophe, wenn sich die Welt stillschweigend damit abfände. –



Am 23. Juli begingen Her Peter Hubenig und Frau aus Regina Sask., den Goldenen Jahrestag ihrer Ehe. Herr und Frau Hubenig gehören zu den deutschen Pioniereinwanderern Wastcanadas, auch zu den allerersten Lesern des Marienboten. Katholisch bis ins Allerinnerste des Herzens haben sie ihr Leben gelebt. Und nicht leicht war dieses Leben. Noch kurz vor ihrem Goldenen Jubelfest erlitten erst Herr Hubenig, und nach ihm seine Gattin einen Unglücksfall. Christenleben, Kreuz und Liebe gehören immer zusammen, und es gibt Leute, die dort, wo die Lebenskreuze nicht aufhören wollen, auch eine Liebe haben, schönste Nächstenliebe, die auch kein Ende zu haben scheint. Zu diesen Leuten kann man Herrn und Frau Hubenig zählen. Ihr jüngster Sohn ist Oblatenpriester — und ihr allerjüngster Sohn, ein Adoptivkind, studiert gegenwärtig im Oblaten-Priesterseminar. Kaum zu zählen sind die Waisenkinder, deren das Ehepaar Hubenig sich als wahrste Eltern annahm. Noch schwerer zu zählen sind die Stunden helfender Liebe, die der Pfarrei, den Armen, auch Neueinwanderern geschenkt wurden. Die Früchte dieses Lebens bleiben für immer. Gottes Segen dem Jubelpaar auch vom Marienboten und des Marienboten Schriftleiter. Wo Menschen die Liebe ehren, die Liebe zu Gott und zum Nächsten, da sind auch wir Ehrung schuldig. Wir wünschen Herrn und Frau Hubenig Gottes segnenden Frieden und Gnade.

Der Mensch in der Vertikale



Gedanken über das Gehen auf der Straße
Von Sigismund von Radecki – "Rheinischer Merkur"

Das einfachste kann zugleich kompliziert sein: Was ist selbstverständlicher als Atmen, und doch gibt es Atemübungen, Atemkurse und ganze Bücher darüber. Ähnlich verhält es sich mit dem Gehen. Wir sind, laut dem Ödipus-Rätsel, jenes Wesen, das zuerst auf vier Beinen, dann auf zwei und endlich auf drei Beinen geht, nämlich mit dem Stock. Gehübungen macht das kleine Kind, der von Krankheit Genesende, aber auch die Jungfrau morgens am Radio, mit dem Buch auf dem Kopf.

Vögel gehen aufrecht, weil sie eine besondere Beziehung zur Vertikalen haben, wir aber tun es, weil wir gewissermaßen Kapitalisten des Gehens sind. Denn das Wesen des Kapitals besteht ja darin, Arbeit zu freier Verfügung zu haben: Wir ersparen uns das Gehen der Arme und können daher diese beliebig zum Schreiben, Stehlen oder Händeschütteln verwenden. Durch das Aufrechtgehen gewann der Mensch eine zweifache Beziehung zur vertikalen Hoch- Niederig- Richtung: nun war zuhöchst der Kopf, zutiefst der Fuß; oben der Herrscher, unten der Diener. Und zweitens konnte er von Natur oben in den Himmel sehen und dort den Allerhöchsten anbeten. Das griechische Erzbild des Oranten, der das Haupt zum Himmel hebt und die Arme flehend emporstreckt, ist die menschliche Statue. Unser Aufrechtgehen ist also Ausdruck der Freiheit, des Teilhabens am Geiste — Sklaven stehen gebückt und krümmen sich untertänigst. Auch haben wir durchs Aufrechtstehen einen weiteren Überblick (wie ja auch Vierfüßler "Männchen" machen, um weiter sehen zu können) und sind also mehr Augenwesen als Witterungswesen. Das Sehen aber ist der geistigste Sinn.

Im Aufrechtstehen liegt eine Paradoxie, weil es zwei Richtungen hat: die des vertikalen Körpers und die des horizontalen Gehens. Der Vierfüßler weist mit dem ganzen Körper in die Gehrichtung, der Mensch aber weist mit dem Gehen auf sein Ziel, mit seinem Körper jedoch immer nach oben. Das heißt, bei allem, was er tut, ist zugleich der Gedanke an Gott, und also das Gewissen dabei.

Besonders beim menschlichen Gang wird deutlich, daß man ohne Reibung nicht gehen kann. Das ist sinnbildlich für alle Bewegung, ja für alle Entwicklung, die stets einen Widerstand braucht, um, ihn überwindend, sich von ihm abzustoßen. Wie auch die Entwicklung des religiösen Dogmas stets durch Bekämpfung von Häresien erfolgte. Wir bewundern heute die byzantinischen Mosaiken — daß aber damals dort der größte Geisteskampf der Menschheit, der um die Christologie, ausgefochten wurde, lassen wir unbeachtet.

Der Vierfüßler lebt nicht so im Oben und Unten wie wir. "Oben", das heißt von der Erde weg; oben ist das Höhere. Hoch und Niedrig sind nicht nur quantitaive, sondern auch geistige Kategorien. Christi Himmelfahrt — ein für den Astronomen völlig unverständlicher Vorgang — ist ein Sich-Entfernen von der Erde und ein Verschwinden im Höheren. Ebenso gewinnen die Fortbewegungsarten "Kriechen" oder "Schleichen" moralische Bedeutung: "ein Kriecher", sagen wir, "'ein Schleicher".

Darum drückt sich in der Art des Gehens der menschliche Charakter aus: Watscheln, Humpeln, Trippeln, Gehen, Schreiten, Wandeln — das ist eine Wertskala. Je symbolträchtiger eine Handlung ist, um so mehr drückt sie zugleich unser Innerstes aus. "Glaubst du, deine Schritte sind vergangen?" heißt es im Gedicht: "'Deine Schritte laufen oder schleppen / ewig weiter über Weg und Treppen . . ."

Der schönste Gang ist jener, der sich sozusagen im Körper aufgelöst hat: er ist fast ein Dahinschweben, weil durch das "virbus unitis" der Arbeitsteilung der ganze Körper unmerklich daran beteiligt ist. Wie sehr man am überwundenen Widerstand wächst, ersieht man daraus, daß das schönste Gehen bekanntlich durch balancierendes Tragen des schweren Wasserkruges auf dem Haupte anerzogen wird: wo man nicht nur drückt, sondern auch gedrückt wird und achten muß, daß man selber, daß aber auch der Krug nicht fällt. Jene Mädchen, die die schweren Steinquadern des Erechtheion auf dem Haupte tragen, sind Wasserträgerinnen.

Und wie gehen denn die Menschen auf der Straße? Genau so, wie sie sind. Der Pedant stiefelt bloß mit den Beinen, der Oberkörper bleibt unbeteiligt. Gehen bedeutet ihm bloß Fortbewegung; statt der Füße hätte die Schöpfung bei ihm unten auch ein Rad montieren können. Auch manche Berufe verraten sich im Gang. Der Seemann geht breitbeinig wie gegen steifen Wind, und die Erde rollt unter ihm noch ein wenig. Gottfried Keller schreibt: "Denn im Arbeitsschurz und in den Schlappschuhen beobachten man-



che Gesellen immer einen eigentümlichen gezierten Gang, als ob sie in höheren Sphären schwebten, besonders die gebildeten Buchbinder, die lustigen Schuhmacher und die seltenen, sonderbaren Kammacher." Anders wieder geht der Kraftmensch, z. B. mancher Boxer: er setzt den ganzen Fuß auf einmal völlig gerade auf — das ist das ein wenig vorgebeugte, fast "unbewegliche" Gehen des Menschen, der nicht weiß, wohin mit seiner Kraft. Dann gibt es eine Art weibischer Männer, die man schon am gezierten Gang mit den sich wiegenden Hüften erkennen kann. Wunderbar ist das lässige Schlendern vom Genre "Ich pfeif auf alles . . .!" mit den Händen in den Hosentaschen, besonders in Oxford, wenn der feierliche schwarze Gelehrtentalar hinten herunterhängt. Von da ist es nicht weit bis zum ein wenig weltfernen Gang der Betrunkenen: "Mitten auf des Weges Mitte, / Frisch mit spitzem Kies belegt, / Hat er sich im Schlurferschritte / Knickebeinig fortbewegt." "An dem Gang eines Betrunkenen", heißt es bei Kraus, "sah ich deutlich, wie ihm der Sonntag auf dem Genick saß."

Dann wieder beobachtet man den langsamen, fast ziellosen, "pensionierten" Schritt des alten Mannes. Die österreichischen Erzherzöge schritten, laut der berichtenden Zeitungsphrase, stets elastisch einher, während Hiob von sich sagt: "Ich ging krumm und sehr gebückt." Bei manchen jüngeren Geschäftsleuten gibt es ein gewisses nachdrückliches Gehen (gleiche Schulter, gleicher Fuß) der Mann geht mit voller Brieftasche, und man sieht seinem Gange an, daß er stets bereit ist, zu zahlen. Denn das ist seine größte Fähigkeit, die Zahlungsfähigkeit.

Frauen gehen schon deshalb anders als Männer, weil sie oft wie auf der Bühne wandeln, wo man sicher ist, daß alle Blicke sich auf einen richten. "Sie segelte ins Zimmer" kann nur von einer Frau gesagt werden; ein Mann ist noch nie ins Zimmer gesegelt. Ähnlich muß jener Gang gewesen sein, von dem Nestroy feststellt: "Sie wandelte wie eine Prozession, die aus einem Menschen besteht." Das Trippeln bedeutet Unterwürfigkeit, und so war einstmals der Gang der chinesischen Frau (auf verkrüppelten Füßen) ein Trippeln, wie auch heute noch der ungemein reizvolle Gang der Geishas.

Vor dem ersten Weltkriege hatten die Frauen bei uns einen anderen Gang als heute: die Schritte waren kürzer und weniger sicher — es waren Schritte unterm Rock. Aber auch heute geht sich's unter einem Knöchelrock anders als unter einer Glocke.

Heute gehen die weiblichen Wesen von 12 bis 20 Jahren anders als die von 20 bis 60. Denn mit hohen Absätzen kann man nicht Rock 'n' Roll tanzen, und darum trägt die heutige Eva bis Zwanzig Flachschuhe, um dann auf dolchspitze B a l a n c i e r-Stöckel überzugehen. Diese begünstigen den berühmten schwänzelnden Gang der Marilyn Monroe, den sogenannten "Wiggle". Er läßt sich leicht erreichen, wenn man einen Fuß direkt vor den andern setzt, wodurch hinten eine gewisse rotierende Bewegung entsteht. Wunderbar ist auch der kampfbereite, gewichtige Schritt so einer korpulenten Herodias von Beardsley, hinter der — wie um ihn zu betonen — an der Leine ein winziger Dackel trippelt. Ein anderes Phänomen ist der insektenhafte, schnell aufhauende Schritt von Wesen, die immer in Eile sind; man hat das Gefühlt, daß sie sich zu allen Gelegenheiten verspäten. Falls sie etwas tragen, fliegt der freibleibende Arm wie ein Pumpenschwengel hin und her. Dann gibt es den Gang von jungen Mädchen, die ihre Sache auf Kameradschaftlichkeit mit den Knaben, schon von der Schule her, gestellt haben. Sie gehen einen betont männlichen Schritt, wobei sie aber, ein wenig vorgebeugt, mit dem rechten Fuß auch die rechte Schulter voraussetzen, und mit dem linken die linke: einer der reizlosesten Anblicke auf dieser Welt. Und dann gibt es den schönen Gang, zum Beispiel der Pariserin, der etwas Schwebendes hat; den Gang, der uns Anschauungsunterricht darüber gibt, was die Schöpfung mit dem Menschenkörper eigentlich gewollt hat. "Wie schön ist dein Gang in den Schuhen, du Fürstentochter", heißt es im Hohenlied.

Am lieblichsten aber ist das Gehen der Kinder auf der Straße. Vor allem wenn sie von Erwachsenen energisch an der Hand gefaßt werden, so daß sie ein bißchen hüpfend laufen müssen, um mitzukommen. Besonders abwechslungsreich ist ihr Gang, wenn sie gerade aus der Schule kommen. Einige versuchen mit geschlossenen Augen rückwärts zu gehen; manche balancieren den Ranzen ernsten Gesichtes auf ihrem Kopf; andere hüpfen begeistert auf einem Bein oder finden es pikant,



mit einem Fuß auf dem Trottoir, mit dem andern auf der Fahrbahn zu wandern, daß es wie Hinken ist. Besonders wenn die Fahrbahn von Autos leer ist, laufen sie, sich an den Händen fassend und schreiend, wie vor einem unsichtbaren Ungeheuer aufs andere Trottoir. Neulich sah ich ein Kind, das beim Gehen immerzu hoppelte und hüpfte. Nichts natürlicher als das . . . aber da gewahrte ich, daß es irgendeinen Beinschaden hatte und ohne Hüpfen überhaupt nicht gehen konnte. Es war rührend, wie das kleine Mädchen daraus etwas ganz Natürliches gemacht hatte. Wunderbar waren auch die beiden Knäbchen auf dem Kreuzplatz. Sie müssen identische Zwillinge gewesen sein, gingen auch ganz gleich gekleidet und hatten dasselbe Lächeln: sie hielten sich nämlich an der Hand und tänzelten im Vorangehen ganz leise hin und her . . . Hier war der Schrekken der Verdoppelung der Freude des Eins-Seins gewichen. Ich verstehe sehr gut, warum die Rokoko-Engel Kinder waren: weil man denen das Seligsein glaubt. Eine Offenbarung ist auch das Laufen von zehnjährigen Mädchen, wenn die Haare flattern. Aber welche Offenbarungen der Häßlichkeit gibt es beim Laufen nach der Straßenbahn!

Gehen genügt nicht, man muß auf der Straße auch ausweichen können. Stiefelt dir einer so recht unschlüssig entgegen, so weiß man nicht ob man nach links oder rechts ausweichen soll. Trifft man es falsch und weichen beide auf dieselbe Seite aus, so fassen beide blitzartig den Entschluß, zur anderen Seite auszuweichen, so daß sie einander wiederum den Weg verstellen. Und nun kommt es zu einer gemeinschaftlichen Zwangshandlung: die beiden haben jetzt nur den Gedanken, voneinander fortzukommen (weil doch eigentlich die ganze Welt zum Ausweichen freisteht), und vermögen darum mit diesen blitzschnellen gleichzeitigen Entschlüssen nicht mehr innezuhalten. Und so trifft man fort und fort aufeinander, bis endlich der eine schamrot stehenbleibt, worauf der andere verlegen kichernd vorüber kann. Das ist ein tief symbolischer Vorgang, der sich auf allen Lebenswegen wiederholt. Dagegen bewundere ich stets die unmerkliche Selbstverständlichkeit, mit der zum Beispiel ein Schäferfund im Gedränge ausweicht. Der versteht zu gehen! Hier müssen wir die Tiere einholen. –

Nur echt mit Aktentasche

Das Erkennungszeichen des deutschen Mannes

Von Gerd Grohmann

Wie die Damen ihre Einkaufstaschen, so tragen die Herren Aktentaschen spazieren. Ein Mann ohne Aktentasche ist nur ein halber Mann. Denn erst mit der Dicke der Tasche, die er trägt, wird er zum aktentragenden Mann und weist sich als Angehöriger jener Schicht aus, die mit Bleistift und Füllhalter das Geld verdient.

Der Erfinder dieses wichtigen Utensils ist unbekannt. Nur so viel steht fest, daß er gelebt haben muß, als die Männer begannen, ihre Geschäfte außer Haus zu erledigen. Sie konnten die Akten ins Kaffehaus mitnehmen. An der Wiege der Aktentasche stand von Anfang an der Wunsch, durch Vorschützen wichtiger Geschäfte dem häuslichen Kreis zu entfliehen und mit dem ledernen, dokumentengefüllten Beweisstück in der Hand zur Sitzung zu eilen. Aktentasche und Konferenz wuchsen sozusagen aus derselben Wurzel.

Cicero und Cäsar besaßen noch keine Aktentaschen, nicht etwa weil es seinerzeit noch keine Akten gegeben hätte, sondern weil Briefe aus Eselshaut und Pergament geschrieben und zusammengerollt transportiert wurden. Auch Karl der Große ist schwer vorstellbar mit einer Aktentasche in der Hand unterwegs auf dem Kriegszug gegen die Sachsen. Bei seinem Biographen Einhard steht jedenfalls nichts davon zu lesen. Seit die Kunst des Schreibens von der Kunst des Druckens abgelöst wurde, wuchsen die Akten mehr und mehr. Vielleicht tauchte beim Friedensschluß zu Osnabrück und Münster zuerst eine Aktentasche auf, die freilich noch nicht den vornehmen Namen Diplomatentasche hatte, wie sie heute auch Bürolehrlinge auf der Straße in der Hand zu tragen pflegen.

So, wie wir die Aktentasche heute kennen, erfüllt sie vielerlei Aufgaben. Sie dient nur in seltensten Fällen der Beförderung von Akten und führt im Heck des Wagens, im Gepäcknetz der Eisenbahn oder in der tintenbekleckssten Schülerfaust häufig ein sinnentfremdetes Dasein. Aktentaschen sind in überwiegender Mehrheit Potemkinsche Dörfer. Hinter dem vornehm glänzenden Leder harren profane Butterbrote aufs Verzehrtwerden, glucksen Bierflaschen und Kaffeekrüge, und zuweilen werden in seriös getragenen Aktentaschen von verschämten Junggesellen Käse, Brot, Wurst und Tee nach Hause geschleppt. Gelegentlich entpuppt sich die Aktentasche bar jeden Inhalts als Schmuck wie der Regenschirm, wenn er zusammengerollt ist.

Die Aktentasche ist wie die stramme Haltung bei Begrüßungen ein Bestandteil des deutschen Mannes. Ein englischer Journalist, der Deutschland nach dem Krieg zum erstenmal wiedersah, wollte in der Aktentasche sogar ein Beweisstück der unveränderten bürokratischen Gesinnung des Deutschen erblicken.

Was ficht's uns an? Die Aktentasche ist ein Gebrauchsgegenstand, der den praktischen Sinn ihres Besitzers nachweist: mit einer Aktentasche in der Hand kommt man besser durchs Leben, man "trägt" vieles leichter, wenn man es in einer Aktentasche befördert. Wie etwa jener Herr, der seine Tasche öffnete und eine Flasche Gin hinreichte, die er soeben erstanden hatte. "Was wollen Sie", sagte er, "wer Sorgen hat, muß auch Likör haben", und damit packte er die Flasche zu den Akten. Die Tasche verbarg beides, die Sorgen und den Likör, und als der Mann auf die Straße trat, sah er passabel aus und brav wie hundertausend andere Aktentaschenträger auch. –

Die alte Frau im zweiten Stock

Das Radio spielte bis spät in die Nacht – Eines Tages erschienen die Steuerprüfer im Haus

Von Herta Grandt

In der Mansardenwohnung ist ein altes Fräulein eingezogen. Sie hat sich bei Hofmeiers im zweiten Stock vorgestellt, aber die in ihrer Betriebsamkeit haben den Namen gleich wieder vergessen.

"Ist ja auch nicht wichtig", sagt Frau Hofmeier, "was gehen die Nachbarn uns an, man sieht sich ja kaum."

Die alte Dame lebt denn auch sehr zurückgezogen da oben und sehr still. Morgens hört man manchmal die Türe klappen, wenn sie die Milch oder die Post hereinnimmt, und nachmittags sieht man sie regelmäßig spazieren gehen. Schmal, zart und weißhaarig, so wandert sie dahin, eine einsame kleine Gestalt mit vorsichtigen, schon ein wenig gebrechlichen Schritten.

"Muß das ein Leben sein", sagt Frau Hofmeier, "so allein herumzulaufen in der Welt."

"Wer denn? Wen meinst du denn?" fragt Herr Hofmeier, der wieder mal nicht zugehört hat, und bevor Frau Hofmeier erklären kann, wen sie meint, ist sein Kopf schon wieder hinter der Zeitung verschwunden. — Hofmeiers sind nie allein, und sie können sich auch nicht vorstellen, daß sie es jemals sein werden. Sie haben so viele Freunde und Bekannte in der Stadt, immer gibt es Einladungen und Besuche, immer ist etwas los bei ihnen. Oft läuft das Radio bis in die Nacht hinein. Die Kinder tanzen gern ein bißchen, und wenn die Gäste sich spät verabschieden, geht es auch auf der Treppe noch reichlich munter zu.

Der Hauswirt hat schon ein paarmal heraufgeschickt, die Nachbarn im ersten Stock haben sich beschwert, aber Hofmeiers zucken nur die Achseln. Die Wände sind dünn, man hört jeden Laut, es tut ihnen leid; aber darauf können sie beim besten Willen keine Rücksicht nehmen. Am nächsten Tag arrangieren sie dann schon wieder ein kleines Fest. "Eine Party", sagt Frau Hofmeier, "die Kinder geben eine Party. Ein bißchen Abwechslung und Vergnügen kann man den jungen Leuten doch wahrhaftig nicht verwehren. Und schließlich zahlen wir für die Etage ja auch eine Menge Geld."

Darauf schweigen denn die Nachbarn, der Hauswirt sagt auch nichts mehr, und das alte Fräulein im dritten Stock hat ja überhaupt nie etwas gesagt. Hofmeiers sind nun mal so, eine lebhafte Familie, eine Familie mit Lebenslust und Temperament. Man wird sie nicht ändern.

Aber eines Tages ändert sich dann doch etwas. Es kommt sehr rasch, von einer Stunde zur anderen. Herr Hofmeier fährt um acht Uhr mit dem Wagen ins Geschäft wie jeden Morgen, und gegen neun Uhr klingelt bei Frau Hofmeier das Telefon. Herr Hofmeier liegt in der Klinik. Er ist zu schnell gefahren und auf der regennassen Straße ins Schleudern gekommen. Die Sache sieht böse aus. Vielleicht werden sie ihn noch einmal hinkriegen, sagen die Ärzte nach einigen Tagen, aber es wird lange dauern, sehr lange, und ob er danach sein Geschäft wieder selber führen kann, das ist eine andere Frage.

Frau Hofmeier läuft wie betäubt umher. Sie zittert, wenn das Telefon läutet, und dennoch trifft sie wiederum ein paar Tage später ein zweiter Schlag: Wenn Herr Hofmeier durchkommt, wird er sich verantworten müssen, weil im Geschäft etwas nicht stimmt. Beamte von der Steuer sind dagewesen, haben die Bücher geprüft und dann mit Frau Hofmeier gesprochen, sehr lange und sehr ernst. Uud wenn sie die Herren richtig verstanden hat, wird die temperamentvolle Familie ihr Leben künftighin ein wenig ändern müssen.

Schon jetzt ist es mit einem Schlag sehr ruhig bei ihnen geworden. Sie können niemand einladen und niemand besuchen, und das Radio können sie auch nicht gut laufen lassen bis in die Nacht hinein, während der Vater in seinem Gipsverbänden liegt und noch lange nicht außer Gefahr ist. Ein paar Abende sitzen sie alle verstört herum, aber schließlich fangen die Kinder doch an, sich zu langweilen und gehen wieder einmal aus. Sie sind eben so gewöhnt an Abwechslung und Vergnügen.

So ist Frau Hofmeier denn allein, seit Jahr und Tag zum ersten Mal ganz allein in der leeren, stillen Wohnung, und nun zeigt es sich, daß sie diesem Alleinsein und dieser Stille nicht gewachsen ist. Sie geht von einem Zimmer ins anderer. Sie nimmt ein Buch aus dem Schrank ihres Mannes, eine Zeitschrift vom Regal der Kinder und setzt sich unter die

Lampe, aber drei Minuten später springt sie schon wieder auf und läuft zum Telefon, um in der Klinik noch einmal anzurufen.

"Keine Veränderung", sagt die Nachtschwester, "rufen Sie doch morgen früh wieder an."

"Morgen früh", ächzt Frau Hofmeier, "morgen früh!" Jetzt ist es noch nicht neun Uhr abends, und sie weiß nicht, wie sie es aushalten soll, die vielen Stunden in der beklemmenden Stille und Leere. Wenn sie wenigstens mit jemand sprechen könnte, wenn jemand bei ihr wäre, irgend jemand. Aber da ist niemand. Die Freunde haben sich erkundigt, wie es geht. Es tut ihnen furchtbar leid, haben sie gesagt, und wenn Frau Hofmeier etwas braucht, so könnte sie sich natürlich auf sie verlassen. — Nie zuvor hätte Frau Hofmeier ihre Freunde so sehr gebraucht wie in diesen Stunden, und nie zuvor ist ihr so deutlich geworden, wie wenig sie sich auf ihre Freunde verlassen kann.

Verzweifelt legt sie den Hörer auf und fängt wieder an, durch die Wohnung zu wandern, ins Wohnzimmer, ins Schlafzimmer, hinüber zu den Kindern und wieder ins Wohnzimmer. Sie stößt an einen Stuhl, an den Tisch, sie stolpert über den Teppich, sie taumelt manchmal, und merkt es kaum. Sie merkt auch nicht, daß sie hin und wieder stöhnt, gequält und trostlos vor sich hinstöhnt. Es wird ihr nicht bewußt. Sie bedenkt auch nicht, daß die Wände so dünn sind, und daß man in den anderen Stockwerken alles hören kann, nicht nur Radiomusik und tanzende Füße. Nichts bedenkt sie. Erst als es an der Wohnungstür klingelt, fährt sie erschrocken auf aus ihrer gramvollen Versunkenheit. Wer kann das sein? Mit den Freunden ist nicht zu rechnen, die Kinder werden erst später nach Hause kommen, und mit den Nachbarn steht sie doch nicht gut. Wer kann das sein? Wieder klingelt es, sehr kurz und bescheiden, und dann steht draußen eine zierliche kleine Gestalt mit weißem Haar. "Verzeihen Sie, mir ist ein Tuch heruntergefallen auf ihren Balkon."

"Ein Tuch?" sagt Frau Hofmeier verwirrt und bleibt dann auf halbem Weg zur Balkontür betroffen stehen. "Haben Sie mich etwa gehört da oben? Hab ich Sie gestört?"

"Aber nein", sagt das alte Fräulein eifrig, "Sie haben mich nicht gestört. Wär ja auch noch schöner, wenn es einen störte, daß der andere Kummer hat. Ich dachte nur, ich könnte Ihnen vielleich helfen, irgendwie."

"Sie wollen mir helfen?" Frau Hofmeiers Stimme ist heiser. "Sie kommen zu mir? Wo wir doch nie nach Ihnen gefragt haben, uns nie gekümmert haben."

"War ja auch nicht nötig", sagt das alte Fräulein beschwichtigend, "solange es einem gut geht, ist es nicht nötig. Aber in der Not, nicht wahr, da läßt man den Nachbarn doch nicht einfach allein."

Jetzt ist es an dem alten Fräulein, ein wenig verwirrt und verlegen zu werden, weil Frau Hofmeier auf einmal beide Hände vors Gesicht schlägt und leise anfängt zu weinen. –

Ueber die Dummheit

Von A. Kirchgässner

Unter einer Reihe kleiner, hübsch aufgemachter Bücher, die ich mir einmal auf einen Schlag kaufte, um einen kleinen Bestand zu haben für die Fälle, in denen man plötzlich etwas schenken will — man wird oft unvermutet vor gewisse Notwendigkeiten gestellt —, also unter dieser Reihe befindet sich auch ein schmales Bändchen "Über die Dummheit". Weiß der Himmel, wie es da hineingeraten ist, jedenfalls ist es bis heute noch nicht verschenkt, und ich kann es auch nicht verschenken, denn jeder würde sich betroffen fühlen.

Es will keiner dumm sein. Die Höflichkeit verbietet, einen geradewegs dumm zu nennen oder auch nur eine Anspielung zu machen, wenn man ihn für dumm hält. Dummheit widerspricht der Menschenwürde. Die Größe des Menschen besteht in seiner Fähigkeit, zu erkennen, Zusammenhänge zu durchschauen. Wem es hier fehlt, dem fehlt mehr, als wenn ihm ein Bein oder ein Auge fehlt.

Die meisten Fehler werden aus Dummheit gemacht, nicht aus Bosheit. Für bestimmte peinliche Fehler hat man die Redensart "Dummheiten machen". Die meisten Lieblosigkeiten geschehen aus Dummheit, damit will ich sagen: wer den andern erkennt, ist schon auf dem Weg, ihn zu lieben; wer ihn aber nicht versteht, wie kann er ihn lieben? Es ist nicht der Weisheit letzter Schluß, über einen andern oder seine Meinung den Kopf zu schütteln, sondern ein Zeichen von (Verzeihung!) Dummheit. Offen zugegeben, daß man den andern nicht verstehen will, also die eigene Verständnislosigkeit, den Mangel an Einfühlung, das Fehlen von Einsicht für etwas Bemerkenswertes, ja für ein Zeichen von Klugheit ausgeben. Das Gegenteil ist der Fall. Würde man im Hader der Parteien, in der politischen Auseinandersetzung sich mehr um den Standpunkt des andern kümmern, ihn wirklich studieren, dann würde man ihm auch leichter gerecht werden, würde sich weniger ereifern und den Gegner weniger abstoßen. Es liegt nicht an den verschiedenen Graden von Intelligenz, wenn man nicht in allen Dingen zu einer Meinung kommt — sonst wären ja alle diejenigen dumm zu nennen, die eine andere Meinung haben, und zu dieser Behauptung gehört schon eine gehörige Portion Dummheit —, sondern es liegt oft an der Kompliziertheit der Zusammenhänge und am Standtort, von dem aus ihre Perspektive betrachtet wird. Darum heißt es, bei aller Liebe zur erkannten Wahrheit oder zu dem, was man für Wahrheit hält, duldsam sein und dem, der anders denkt, nicht gleich unlautere Motive oder Mangel an Verstand unterschieben.

Es gibt noch einen zweiten Grund, warum jedermann so empfindlich ist gegen den Verdacht, für dumm gehalten zu werden. Die Redewendungen: "einen für dumm verkaufen", "einen Dummen finden" sprechen ihn aus.

(Schluß auf nächster Seite)

Das lebendige Licht

Von Wilhelm Hünermann

7. Fortsetzung

Wieder hämmerten draußen wilde Schläge, und wenig später krachte der Laden zerschmettert in das Gemach. Ein wutverzerrtes Gesicht erschien am Sprechfenster.

"Hört auf mit dem Gewimmer!" schrie der Rohling zornig. "Und gebt eure Schätze heraus!"

"Heraus mit Silber und Gold!" gröhlte die nachdrängende Horde, welche die Abwesenheit der Klosterleute benutzt hatte, um in das Heiligtum auf dem Disibcdenberg einzudringen.

"Hier ist kein Silber und Gold rief Hiltrud von Sponheim tapfer. "Schämt ihr euch nicht, ein gottgeweihtes Heiligtum zu entehren?"

Einen Augenblick verstummte die Rotte, über die mutige Sprache der jungen Gräfin verblüfft. Dann aber begannen sie nur um so unflätiger zu schimpfen und zu fluchen und schworen abermals, die Klause in Brand zu stecken, wenn nicht unverzüglich die Kostbarkeiten ausgeliefert würden.

"Soll ich ihnen meine Edelsteine geben?" fragte Klementia zitternd. Aber Jutta schüttelte den Kopf und sagte entschieden:

"Das laß bleiben! Du machst das Raubgesindel nur um so gieriger!"

Schon flammten ein paar Fackeln auf, deren eine von einer scmutzigen Faust drohend durch dass Sprechfenster gestoßen wurde. Da kam im letzten Augenblick Hilfe.

Odo, der Kellermeister vom Disibodenberg hatte unten bei seinen Fässern geweilt und in seiner Tiefe weder von dem Sturmgeläut noch von dem ganzen Lärm etwas gehört. Als er dann fröhlichen Herzens und nichtsahnend die Treppe wieder hinaufstieg, sah er die ungeladenen Gäste durchs Klostertor hineinstürmen. "Heiliger Sankt Florian!" hatte er da geseufzt, "jetzt ist es aus." Schon wollte er sich irgendwo in einer versteckten Turmkammer in Sicherheit bringen; als er aber sah, wie die wilden Gesellen die gottgeweihten Klausnerinnen bedrängten, hatte er sich nicht besonnen und war, so schnell das bei seinem stattlichen Bauch und seinen alten Beinen möglich war, zu Hilfe gerannt.

"Heiliger Sankt Disibod! Heiliger Benediktus, nun zeigt, was ihr könnt!" Schon überlegte er, ob er mit dem großen Kellerschlüssel, den er in der Hand hielt, dem nächsten Kriegsknecht ein Loch in den Schädel schlagen sollte, als ihm mit einem Male die Erleuchtung kam, die das Unheil im letzten Augenblick abwenden sollte.

Er brach sich Bahn durch das Gemenge, und als die wüste Horde ihn umdrängte, seufzte er ängstlich vor sich hin: "Wenn sie nur die Fässer mit dem Gold nicht erwischen! Wenn sie nur die goldenenFässer nicht finden!" Die Kriegsleute wurden

---

Der Dumme kommt nämlich immer zu kurz, seine Dummheit ist für den Überlegenen eine willkommene Chance, sich einen Vorteil zu verschaffen. Daß sich Dummheit paart, sei am Rand vermerkt; der Dummschlaue zeigt sich in der Konkurrenz oft als der Stärkere. Hier liegen die Grenzen für die Begabten: sie sind keineswegs durch ihre Intelligenz auch schon befähigt, ihren Vorteil in allem wahrzunehmen. Man kann sagen, daß die Weltgeschichte immer vom Verstand regiert worden wäre; die Dummschlauen und Dummdreisten haben oft genug um ihres Vorteils oder einer einzigen stur behaupteten Idee willen eine Potenz entwickelt, gegen die Götter selbst vergebens fämpften.

Beansprucht also einer nicht, intelligent zu sein, so will er zum mindesten schlau sein. Der Dumme will keiner sein. Jeder möchte auf seine Rechnung kommen, und wenn möglich zuletzt lachen. Dieser Einstellung widerspricht in auffälliger Weise das Evangelium, und zwar an vielen Stellen. Es preist die Armen, die Trauernden, die Zukurzgekommenen. Paulus sagt einmal: "Die Welt mit ihrer ganzen Intelligenz hat Gott in seiner Intelligenz nicht erkannt . . . den Heiden galt die Predigt von einem Gekreuzigten für Dummheit . . . aber die Dummheit auf seiten Gottes ist intelligenter als die Menschen." Der Weisheit letzter Entschluß ist nicht, auf seinen Vorteil aus zu sein und auf seinen eigenen Verstand zu pochen, sondern mit Gott einverstanden zu sein. –

hellhörig, wandten ihre Aufmerksamkeit vom Redefenster dem Klosterbruder zu, packten ihn beim Arm und schrien:

"Was murmelst du da von goldenen Fässern, alter Graukopf?" Erschrocken suchte der Alte sich loszumachen, aber die wilden Gesellen faßten ihn nur um so schärfer, schüttelten ihn gewaltig und brüllten: "Heraus mit der Sprache! Was weißt du von den goldenen Fässern?"

"Nichts weiß ich, gar nichts", stotterte der Alte erbleichend, "ich weiß nichts vongoldenen Fässern." Als sie ihn aber gar zu unbarmherzig hin- und herbeulten, gestand er, die Fässer lägen im Keller, er sei bereit, die Herren Kriegsleute dorthin zu führen.

Johlend folgte die wilde Horde dem Bruder die Kelerstiegen hinab. Die Klausnerinnen aber waren fürs erste von der drohenden Gefahr befreit.

"Was mag er nur für goldene Fässer meinen?" fragte Hiltrud kopfschüttelnd.

"Er wird wohl irgendeine Spitzbüberei vorhaben", lächelte Jutta. "Jedenfalls gibt es im ganzen Klosterkeller keine Fässer mit Gold, sondern nur solche mit Wein!"

Die Magistra machte der Zwiesprache ein Ende, indem sie weiterzusingen befahl.

Während nun abermals die Harfe aufrauschte und die heiligen Klänge des Trostpsalmes tönten, glotzten die Kriegsgesellen drunten im Keller die mächtigen Fässer an.

"Da soll Gold drin sein?" fragten sie den Klosterbruder verblüfft.

Freilich, das einzige Gold, das wir arme Söhne des heiligen Benedikt besitzen, das Gold der Reben, und es ist wahrlich das beste auf Erden, denn kein Gold der Welt rollt so angenehm und lieblich durch die Kehle wie dieses!"

""Schuft, du hast uns betrogen!" brüllte einer der Gesellen und faßte den Klosterbruder hart an. Ein anderer wollte ihm voller Wut mit einen Tonkrug zu Leibe. Bruder Odo aber verlor die Ruhe nicht.

"Wenn ihr schon den Krug auf meinem harten Schädel in Scherben haut, woraus wollt ihr dann trinken?" fragte er unschuldig lächelnd.

"Hat recht, der Alte!" rief da ein riesiger Kriegsmann. "Heiß genug ist es für einen guten Tropfen. Die Klosterschätze laufen uns nicht davon! Also hurtig, Kuttenmann, schlag den Zapfen aus dem Faß!"

Aber aus dem besten Faß!" brüllte ein anderer.

"Sie sind alle gut, die Weine im Keller des heiligen Disibod", sagte der Bruder, suchte aber dann auffällig eines der Fässer hinter seinem breiten Rücken zu verbergen.

"Hallo! Was stellst du dich denn gerade immer vor das Faß drüben?" knurrte einer der Soldaten.

"Herr, es ist ein bösartiger Wein drin und ich fürchte, Eure Kehlen werden besseren Trunk gewohnt sein", stammelte der Alte. Aber die wilde Rotte wollte nun gerade von diesem Faß und keinem anderen, weil sie glaubten, der Kellermeister wollte den besten Jahrgang ihnen vorenthalten. Im nächsten Augenblick schon flog der Zapfen heraus, und schwer und ölig platschte die goldene Flut aus dem Spundloch .

Nun barg aber gerade dieses Faß den Elfhundertelfer. Das war ein Tropfen, wie ihn Gott nur alle hundert Jahre einmal zur besonderen Freude der Winzer wachsen läßt, ein schwerer, wuchtiger Geselle, und Bruder Odo zweifelte nicht, daß der Elfer den wüsten Burschen übel mitspielen würde.

"Potzbleich!" schrie der Anführer der Soldateska, als er den ersten Schluck getan. "Das ist ein Trunk! Kein Wunder, daß der Kuttenmann ihn vor uns hat verstecken wollen! Der Tropfen ist für Pfaffenkehlen zu schade! Das Faß wird leer gemacht." Das schien nun auch die Absicht der ganzen Horde zu sein; denn jetzt stürzten sich alle auf das Faß, warteten nicht ab, bis der Krug die Runde machte, sondern ließen den Wein in ihre Lederhauben rinnen und tranken in gierigen Zügen, jeder ängstlich darauf bedacht, zu seinem Anteil zu gelangen.

Was kommen mußte kam. Der Elfer verströmte in heldenmütigem Kampf sein goldenes Blut, aber er warf alle Soldaten um, und als das Faß leer war, lag die ganze Horde sinnlos betrunken am Boden. Der Elfer hatte sich geopfert, aber die Eindringlinge hatte er besiegt.

Als die Mönche und Scholaren vom Löschen zurückkamen, fanden sie die Rotte schnarchend vor den Fässern liegen.

"Der Elfer hat's gemacht! Der hat sie alle erschlagen", grinste Bruder Odo und rieb sich die Hände. Nachdem der Wein so gute Arbeit geleistet hatte, war der Rest des Kampfes leicht getan. Starke Fäuste schleppten einen nach dem andern der trunkenen Soldaten die Treppe hinauf und ließen sie dann wehr- und waffenlos den Klosterberg hinunterrollen. Der Anführer der wilden Gesellen erwachte darüber, griff nach seinem Schwert, aber ehe er einen Hieb tun konnte, stolperte er über seine eigenen Beine und schlug wie tot zu Boden. So blieb auch ihm das Geschick der anderen nicht erspart.

Lachend sahen die Klosterleute von ihren hohen Mauern zu, wie einer nach dem anderen dort unten sich aufraffte und beschämt von dannen humpelte. Der Elfer spukte ihnen noch so gewaltig im Blut, daß sie kaum die Füße voreinandersetzen konnten. Die Bauern in den Dörfern hielten sich die Bäuche vor Vergnügen, als sie die geschlagene Armee daherwandeln sahen. Dann aber sorgten sie mit Dreschflegeln und Mistgabeln dafür, daß die Beine doch wieder das Laufen lernten.

Am Abend las man im Refektorium des Klosters aus einer alten Chronik vom Überfall der Langobarden auf das Kloster Monte-Cassino. Damals hatten die Söhne des heiligen Benedikt Hals über Kopf fliehen müssen. Das einzige, was sie von ihrer Habe retteten, waren die heilige Regel und ein Weinkrug.

"Ja, ja, die beiden, die machen's!" lachte Bruder Odo vergnügt vor sich hin. "Die Regel ist für die innere Ordnung. Aber für die äußere sorgt der Weinkrug zuweilen! Nur schade, daß der Elfer all sein goldenes Blut hat hingeben müssen! Er wäre es wert gewesen, durch bessere Kehlen zu fließen als durch Soldatenschlünde."

In der Klause sprach man natürlich bis zum Abend von nichts anderem als vom Überfall. Nur Hildegard

beteiligte sich nicht an dem allgemeinen Gespräch, und während die anderen ihrem bedrängten Herzen Luft machten, sagte sie ganz ruhig, als hätte man von den unschuldigsten Dingen der Welt gesprochen:

"Der Kauz hat geschrien! Hoffentlich tut er den Haselmäusen nichts!"

"Aber Hildegard", rief Jutta, die Jüngere, nachdem die Klausnerinnen die andere eine ganze Weile verblüfft angestaunt hatten, "wie kannst du denn jetzt nur an Haselmäuse denken?"

"Wir stehen in Gottes Schutz!" lächelte Hildegard ruhig. "Wenn aber die Meisterin es erlaubt, möchte ich schon nachsehen, ob der Kautz den kleinen Tierchen nichts zuleide tut!"

"Ja, geh nur!" sagte die Magistra leise.

"Ich glaube, sie hat die ganze Zeit über an nichts anderes gedacht als an ihre Haselmäuse", meinte Hiltrud, als Hildegard die Stube verlassen hatte.

Die junge Nonne aber ging in einen Winkel des Gartens, wo an dem alten Klostergemäuer im Gewirr von Schlehen und Brombeerranken ein Haselbusch wuchs, und schaute lange den rotgelben Tierlein zu, die gar zierlich in dem Gezweig herumturnten. Ein paarmal strich ein Kauz darüber hin. Irgendwo schrie drohend eine Krähe, aber Hildegard gab sorgsam acht, daß der Familie Haselmaus kein Leid geschah.

Plötzlich zupfte eine Kinderhand sie am schwarzen Kleid. Margarete von Hohenfels war leise herzugekommen.

"Darf ich auch zusehen?" flüsterte sie.

"Ja, schau nur, es ist schön!" antwortete Hildegard und zeigte der kleinen Oblatin die munteren Klettertiere, die hurtig von Zweig zu Zweig turnten.

"Oh, die sind schön!" sagte Margarete strahlend. "Aber der Kauz will sie fressen ,nicht wahr?"

"Ja, der Kauz ist ein Räuber!" seufzte die Nonne.

"Hat ihn denn der liebe Gott nicht gemacht?" wollte Margarete wissen. "Wie kann er dann böse sein?"

"So war es anfangs nicht!" antwortete Hildegard traurig. "Aber die Sünden der Menschen haben die Ordnung der Schöpfung zerstört. Die Tiere wurden zu lebendigen Spiegeln ihrer Leidenschaften!"

"Ich verstehe nicht, wie du das meinst, Hildegard", entgegnete Margarete nach einigem Nachdenken.

"Du wirst es begreifen, wenn du weißt, daß auf Erden kein Ding für sich allein besteht. Eines wurzelt im anderen. Der gleiche Lebensstrom durchpulst alle. Darum geht belebende wie zerstörende Kraft von einem Geschöpf zum anderen, und jede gute oder böse Regung des Lebens wird für das Ganze zum Segen oder Fluch. So verdarb die erste Sünde die Ordnung des Paradieses, und immer noch leidet die Kreatur unter den Freveln der Menschenkinder. Wir aber sind berufen, sie zu erlösen!"

"So wie das Mädchen, das den alten Frosch erlöst hat", sagte Margarete fröhlich. "Das hat ihn geküßt, und dann stand plötzlich ein schöner Prinz vor ihm; denn der alte Frosch war ein verzauberter Prinz."

"Viel Wahrheit steckt oft in alten Märchen. Das Böse hat die Schöpfung verzaubert, nun wartet sie auf den Kuß der Liebe, der sie erlöst.'

Eine Weile schwiegen die beiden. Dann rief das Abendglöcklein zum Chorgebet.

Die beiden Kronen.

Es war ein schöner, sonniger Herbsttag des Jahres 1122. Um die Laube im Klostergarten rankten die letzten Rosen. Unter dem blühenden Gezweig saßen Klementina Hohenberg und Hildegard bei eifriger Arbeit. Klementina stichelte an ihrem Brautkleid, während die Nonne an einer weitärmeligen, schwarzen Kukulle nähte. Sie hatte Hiltrud, die von Jutta in die Küche gerufen worden war, die Arbeit abgenommen; denn das Gewand mußte fertig werden, sollte es doch am Sankt-Michaelstag die Sponheimer Grafentochter zur Jungfrauenweihe schmücken.

Jede der beiden Klausnerinnen hing schweigend ihrer Arbeit nach.

Nach unruhigen Jahren voll Kampf und Fehde um Recht und Freiheit der Kirche, war endlich Friede geworden. Die Fürsten hatten sich zu Würzburg versöhnt, und an diesem Morgen erst war ein Te Deum in der Klosterkirche aufgehallt, weil zu Worms der lange Kampf zwischen Kaiser und Kirche, den man den Investiturstreit nannte, endlich geschlichtet worden war.

Die Wunde im deutschen Herzen schien endlich zu vernarben.

Nun würde in einigen Tagen schon Erzbischof Adalbert von Mainz zum Disbodenberg kommen, um Hiltrud und Richardis den heiligen Schleier zu überreichen. Hildegard sann unablässig über das große Glück jenes Tages nach, an dem sie selber Gottesbraut geworden war. Nun sollten auch die beiden Mädchen, die sie herzlich liebte, der gleichen Seligkeit teilhaftig werden. Unhörbar bewegten sich die Lippen der Nonne, die zwischen ihrer Arbeit immer wieder für die beiden Erwählten betete.

Klementias Gedanken gingen andere Wege. Vor wenigen Tagen war Kraffto, der junge Graf von Sponheim, den Klosterberg hinabgesprengt und hatte die Klausnerinnen fröhlich wissen lassen, daß er gesonnen sei, am Tag vor dem Allerheiligenfest sein Bräutlein abzuholen, da er, nachdem endlich Friede im Land sei, nicht länger mit der Hochzeit warten wolle.

Für einen Augenblick war heller Jubel in der jungen Braut aufgesprungen. Aber in den nächsten Tagen war ihr seltsamerweise das Herz recht schwer geworden. Zweifel und Bedenken legten sich ihr auf die Seele. Auch jetzt sann sie unablässig darüber nach, ob es nach Gottes Willen geschehe, wenn sie den Grafensohn auf Burg Sponheim folge. Tausendmal schon hatte sie ihr Herz mit solchen Gedanken zermartert, seit Hildegard ihr das seltsame Wort von dem verschütteten Edelstein gesagt hatte. Längst hatte sie erkannt, was damit gemeint war. Auch war ihr die Klause mit all der Güte, die sie hier erfahren, und der fürsorglichen Liebe, mit welcher die Meisterin sich ihrer angenommen hatte, zu einer rechten Heimat geworden, aus der es schwer fiel zu scheiden.

Mit keinem Wort mehr war Hildegard auf ihre seltsame Mahnung zurückgekommen, und die Meisterin wußte, daß hier Gott allein zu sprechen hat, während die Menschen schweigen müssen. Sie hatten aber beide nie abgelassen, für Klementia zu beten, und diese selber hatte manche Stunde am Chorfenster gekniet, Gott um Erleuchtung anzuflehen. Letzte restlose Klarheit hatte sie nie gefunden.

"Es ist seltsam", fing sie nun leise zu sprechen an, und ein kleines Lächeln ging über ihr Antlitz, "wir nähen beide an einem Brautkleid, meines ist für die Welt, das andere fürs Himmelreich."

"Sie sind beide fürs Himmelreich; denn auch die Ehe ist heilig!" antwortete Hildegard, ohne aufzuschauen.

"Das sagst du?" wunderte sich Klementia.

"Aber wie kannst du denn zweifeln?" Hildegard ließ nun ihre Arbeit sinken und schaute das Mädchen ernst an. "Hast du noch nie darüber nachgedacht, daß die Ehe ein Sakrament ist, während auf der Jungfrauenweihe nur der Abglanz eines anderen Sakramentes liegt, nämlich der Priesterweihe! Wie soll ich da nicht glauben, daß die Ehe heilig ist, steht sie doch dem Quell sakramentaler Gnaden näher als die Weihe zur Klosterfrau!"

"Ist denn nicht die Jungfrauenwürde höher als die der verehelichten Frauen?" fragte Klementia immer noch erstaunt.

"Wie soll ich sagen, was vor Gott höher ist? Jede Frau kann eine Krone tragen, entweder die der Jungfräulichkeit oder die der Mutter. Beide schmückten nur eine einzige, Maria. Welche nun in den Augen Gottes kostbarer ist, darüber wage ich nicht zu rechten. Auf jeder der beiden Kronen muß ohnehin etwas vom Glanz der anderen liegen. Die Krone der Mutter kann nicht leuchten, wenn nicht ein Strahl vom reinen Licht der Jungfräulichkeit sie verschönt, und die Jungfrauenkrone strahlt nicht recht, wenn ihr der warme Schimmer der Mütterlichkeit fehlt. Darf man da sagen, welche Krone kostbarer ist? Es muß nur eine jede nach der Krone greifen, die Gott ihr zugedacht hat."

Klementia seufzte:

"Weißt du auch, wie ich mein Herz zermartert habe, um den Willen Gottes zu erkennen?"

"Ja, ich weiß es", erwiderte die Nonne ohne Zögern. "Ich weiß auch, wie du um Erkenntnis gebetet hast. Aber sei getrost. Einmal läßt Gott dich doch Seinen Willen so klar und deutlich wissen, daß du nimmer zweifeln kannst."

"Ich will nicht aufhören zu beten", sagte Klementia. Dann nahmen beide ihre Arbeit wieder auf.

In den stillen Abendstunden bereitete die Magistra die Herzen der beiden Auserwählten, die in wenigen Tagen schon den heiligen Schleier empfangen sollten.

"Neben den Priestern sind auch die Ordensfrauen die Liturgen unter den Menschen. Wie unter den anderen Geschöpfen der Mensch berufen ist, den stummen Jubel der ganzen Kreatur betend auszusprechen, so unter den Menshcen wiederum Priester und Ordensleute. Ihre Herzen sollen betende und opfernde Herzen sein, das heißt Gott ganz zugewandt und darum frei von den erdschweren Dingen. Hier ist das Herz und der tiefste Grund der Jungfräulichkeit."

"So dürfen wir also keine Liebe haben zu den Dingen dieser Welt?" fragte Hiltrud ein wenig erschrocken.

"Eine größere Liebe als alle anderen Menschen sollen wir auch zu den geschöpflichen Dingen haben", widersprach die Magistra ernst. "Aber nicht eine Liebe, die begehrt, sondern eine, die da schenkt, nicht eine Liebe, die das Glück in ihnen sucht, sondern eine solche, die Glück bringt und segnet."

"Aber wir sind doch berufen, nicht der Welt zu dienen, sondern Gott", wandte die stille Richardis ein.

"Wer zuallererst Gott zu dienen sucht, der dient auch der Welt", belehrte die Meisterin. "Der Segen ihrer Gebete kommt allen zugute, und die Gnaden, die ihre Opfer erflehen, sind Geschenke für alle. Daß aber die Not der Menschen gerade zu den gottverdienten Ordensleuten ihre Zuflucht nimmt, magst du am Sprechfenster unserer Klause schon erfahren haben." Stumm nickte Richardis vor sich hin. Eine Weile war jetzt Schweigen. Dann sagte Hildegard:

"Meisterin, ist es nicht so, daß im Reich der Gnade ein wunderbarer Zusammenhang ist, ein ständiges Geben und Empfangen von Seele zu Seele?"

"Freilich ist es so!"

"Und sollte es im Reich der Natur anders sein? Sollte hier der geheimnisvolle Zusammenhang zwischen den einzelnen Geschöpfen fehlen? Ist denn nicht die Natur der Übernatur wundersamer Spiegel?"

"Du magst recht haben, Hildegard!" antwortete die Meisterin langsam. "In vielen Dingen ist ja auch die Übernatur der Natur höheres Spiegelbild."

"Ja", sagte Hildegard, "so ist der Stand der Jungfräulichkeit der reinen Quelle vergleichbar, die zwar selbst unfruchtbar zu sein scheint, aber doch alles belebt, mit Segen erfüllt und des Ackers Fruchtbarkeit begründet."

St.-Michaelstag kam.

Erzbischof Adalbert von Mainz reichte den Erkorenen den Schleier der Christusbrautschaft. Unsagbar war der Jubel der beiden Erwählten. Eine aber litt an diesem Tag unaussprechlich.

Klementia von Hohenberg finiete am Chorfenster und sah der heiligen Handlung zu. Als aber der Erzbischof die Erkorenen rief, da war es ihr, als griffe eine übernatürliche Gewalt nach ihrem eigenen Herzen, als hörte sie mit einer Stimme von Donner und Sturm Gottes Ruf. Wie Schwertschlag durchfuhr er ihr das Herz, zerschnitt ihre Seele wie mit glühendem Pflug. Dennoch fühlte sie eine Seligkeit wie nie zuvor. Der Ruf der Allmacht und ewigen Liebe hatte ihr Herz berührt.

In den Tagen des Oktobermonats war Klementia seltsam still. Öfters als sonst noch kniete sie jetzt vor dem Tabernakellicht und betete mit ganzer Inbrunst des Herzens, Gott möge ihr den rechten Weg weisen. Die Nonnen kannten sich in ihr nicht mehr aus. Die Magistra mochte ahnen, was in ihr vorging. Eine nur sah ganz klar, als läge Klementias Seele ganz offen vor ihr — Hildegard.

"Es wird alles so kommen, wie Gott es will", tröstete sie des öfteren die Gefährtin. "Wenn wir Seinen Willen tun, sind wir glücklich."

"Wenn ich aber eines anderen Menschen Glück dabei vernichten müßte?" fragte Klementia einmal mit zuckenden Lippen.

"Wenn dich Gott nicht für ihn bestimmt hat", antwortete Hildegard, "dann hat Er auch ihm einen anderen Weg vorgeschrieben, der ihn zum wahren Glück führen wird."

So vergingen die Tage Die fröhliche Hiltrud wünschte Klementia immer wieder von Herzen Glück zum kommenden großen Tag. Sie ahnte wohl am allerwenigsten davon, wie es wirklich im Herzen der schwäbischen Grafentochter aussehen mochte.

"Du wirst ihn sehr glücklich machen", sagte sie immer wieder. Klementia aber drückte ihr dann nur wortlos lächelnd die Hand.

Der Tag vor Allerheiligen kam.

Kraffto erschien mit festlichem Gefolge, seine Braut zu holen. Ein Schimmel, ein herrlicher Zelter, stand für sie bereit. Klementias Antlitz aber schien weißer zu sein als das kostbare Gewand, das sie trug.

"Wo hast du denn deinen Schmuck gelassen?" fragte Graf Adolf, der Vater der Braut.

"Es ist noch nicht die Zeit, mich mit ihm zu schmücken", antwortete Klementia leise. Einen schmerzlichen Blick warf sie dann noch einmal auf die Klause, die so lange ihre schöne Heimat gewesen war, winkte zum letztenmal den Nonnen am Sprechfenster zu. Dann setzte sich der Zug in Bewegung.

Auf Burg Sponheim war festlicher Jubel. Voller Gäste war heute schon, am Vortag der Trauung, die Burg. Immer wieder schmetterte Hornruf vom hohen Bergfried, um abermals einen erlauchten Gast zu grüßen.

Klementia aber bat, kaum im Schloß angelangt, ihren Bräutigam, ihm zu wichtiger Zwiesprache in die Kapelle zu folgen. Hochverwundert willfahrte Kraffto.

"Ich bitte dich in des heiligen Sakramentes Gegenwart", sprach sie leise, nachdem die beiden zu einem Augenblick stiller Andacht ihr Knie gebeugt hatten, "ich bitte dich, gib mich frei!"

Da prallte der junge Ritter jäh zurück, starrte Klementia lange entgeistert an und stammelte schließlich:

"Du liebst einen anderen?" Klementia neigte das Haupt.

"So willst du Schande über mich bringen?" grollte der Ritter, und in seinen Augen blitzte es unheimlich auf.

"Gib mich frei", sagte Klementia jetzt mit fester Stimme. "Gott führt mich einen anderen Weg. Ich nehme den Schleier der Bräute des Herrn."

Da senkte Kraffto den Blick, schaute lange Zeit stumm vor sich hin, dann sagte er mit bebender Stimme:

"Laß mir Zeit bis morgen! Dann will ich dir Antwort geben."

In dieser Nacht suchte der junge Graf seine Lagerstatt nicht auf. Stunde um Stunde durchmaß er mit großen Schritten sein Schlafgemach, Aber unfähig war er zu denken. Es war ihm, als sei für ihn die Sonne erloschen um nie wieder aufzustrahlen.

Im Morgengrauen ging er müde in die Kapelle und warf sich vor dem heiligen Sakrament auf die Knie. Lange vermochten seine Lippen kein betendes Wort zu stammeln. Als er aber eine Weile so verharrt hatte, kam mit einemmal eine große Ruhe über ihn. Wenn Gott Klementia zur Christusbraut berufen hatte, mußte die göttliche Vorsehung und Liebe dann nicht auch für ihn einen anderen Weg bestimmt haben?

Draußen dämmerte der heilige Tag. Mit dem steigenden Licht aber ward es auch in der Seele des Einsamen immer leuchtender und heller. Eine Fülle unendlicher Klarheit überflutete sein Herz, und mit dieser Klarheit kam ihm unsagbarer Friede. Als er sich endlich erhob, wußte er den Weg. den Gott ihn führen wollte.

Wie dann Klementia vor seinem Entscheid heimlich bangend vor ihn hintrat, reichte er ihr lächelnd die Hand und sagte:

"Ich gebe dich frei; denn der Herr hat dich erwählt. Von deinem Edelsinn aber werde ich mich nicht übertreffen lassen."

Am gleichen Tag noch hängte Kraffto Schwert und Schild in der Burghalle auf und bat die Sponheimer Mönche um das Gewand des heiligen Benediktus.

Aufs tiefste ergriffen, verließen die Gäste die hohe Burg. Es war ihnen, als könnte einem Haus, unter dessen Dach so viel Edelsinn und Hochherzigkeit wohnen, niemals Unheil widerfahren. Groß war die Freude auch auf dem Disibodenberg, als die Kunde von dem Geschehenen hier eintraf. Freilich war Hiltrud über die Maßen erstaunt und konnte die Nachricht lange Zeit gar nicht fassen. Dann aber freute sie sich doch von Herzen, daß Gottes Wille an den beiden ihr so lieben Menschen geschehen war. Über alles glücklich war Hildegard, weil Klementia zuletzt noch nach der Krone gegriffen hatte, die von Gott für sie bereitet war.

Klementia kehrte zwar nicht zur Klause zurück. Sie nahm den Schleier im Kloster Öhren bei Trier. Jhre Juwelen aber sandte sie den Mönchen auf dem Disibodenberg mit der Bitte, sie zu heiliger Gotteszier zu verwenden. Sie wurden einige Jahre später dem Schrein des heiligen Einsiedlers eingefügt, nach dem der Klosterhügel seinen Namen trug.

Das Lied der drei Knaben.

Von Leid schwer war die Zeit.

Haß und Hader gingen um im deutschen Land, und ihre Saat waren Blut und Tränen. Nach des fünften Heinrichs Tod hatten die Fürsten zu Mainz Lothar von Supplinburg gewählt, aber die von Hohenstaufen weigerten trotzig den Gehorsam. Konrad von Schwaben ließ sich wider den Sachsenherzog zum König ausrufen So brannte abermals die alte Wunde im deutschen Herzen, loderten die Flammen des Bürgerkrieges in des Reiches schönsten Gauen, und wieder trank die deutsche Erde das Blut der eigenen Söhne.

Furchtbar schier als des Reiches Uneinigkeit war

der Zwiespalt, der die heilige Kirche zu zerreißen drohte. Im Jahre 1130 war zu Rom Innozenz II. rechtmäßig zum Papst gewählt worden, aber Pierre Leone, der Sohn eines reichen Juden, maßte sich, auf wenige Kardinäle gestützt, die dreifache Krone an und gab sich den Namen Anaklet II. Mit dem Geld seiner Verwandtschaft wußte er sich unter den Bürgern Roms Anhänger zu verschaffen, und schließlich mußte Innozenz aus der ewigen Stadt fliehen und sich schutzsuchend nach Frankreich begeben. So waren Reich und Kirche jammervoll zerrissen, und der Riß ging wie eine Schwertwunde durch die Herzen aller Guten.

Aber auch durch die dunkelsten Zeiten, in denen die Kirche den Purpurmantel der Verfolgung oder das Spottgewand des Ärgernisses trägt, fließt irgendwo mächtig der Strom religiösen Lebens und läßt, wenn auch in der Stille und Verborgenheit, herrliche Früchte des wahren Christentums reifen. Immer wieder, wenn Leid und Schmach über die Kirche kommen, zittert der Kleinmut für ihren Untergang und sieht nicht den gewaltigen Strom katholischen Lebens, der unbeirrbar, ja in der Notzeit nur um so stärker, durch die Herzen der Menschen guten Willens geht. In der Kirche dunkelsten Zeiten strahlt am hellsten das Licht ihrer Heiligen.

War es ein Wunder, daß die Jahre des unseligen Schismas viele hochherzige Menschen den Weg zu den Stätten des Gebetes und Opfers finden ließen? In den Klöstern spürte man noch Glut und Kraft glaubensstarken Lebens, wenn auch der Blick nach Rom, der Stadt mit den zwei Päpsten, die Herzen wirr und mutlos machte. Neue Orden kamen zu den alten, zu den schwarzen Mönchen die weißen Prämonstratenser, die Söhne des edlen Norbertus von Xanten, und die grauen Zisterzienser, die durch Bernhard, den gewaltigen Abt von Clairvaux, gerade jetzt zu hohem Ansehen gelangten. Heiliger Wetteifer war zwischen den Klöstern Sankt Benedikts und denen der neuen Orden.

Auch die Zahl der Benediktinerabteien mehrte sich. Von Hirsau aus wurden viele neue Klöster gegründet, und auch an der Nahe entstand in Pfaffenschwabenheim eine neue Abtei. Der Klosterneubau auf dem Disibodenberg, der bald einem viel stärkeren Konvent Heimstatt bieten sollte, näherte sich allmählich der Vollendung. Schon stand, aus mächtigen Sandsteinquaden gebaut, die neue Abteikirche fertig.

Auch die Klause der Nonnen dehnte ihre Wände abermals. So klein und unscheinbar die erste Einsiedelei gewesen war, jetzt war sie zu einem stattlichen Kloster gewachsen. Eine eigene Kapelle verband sie mit dem Chorraum der neuen Abteikirche, Der Garten war vergrößert worden, die Räume vermehrt, und einen vermauerten Eingang gab es jetzt nicht mehr, sondern eine wirkliche Tür, die sich freilich nur den Bräuten Christi öffnete.

Viel junges Leben war in den letzten Jahren in die Nonnenklause eingezogen. Von allen Burgen der Nahe brachten die Ritter und Grafen ihre Töchter zu der großen Meisterin Jutta, deren Ruf weit über den Heimatgau hinausgewachsen war. Margarete von Hohenfels, die nun auch schon längst den heiligen Schleier trug, hatte die große Schar der Oblatinnen ganz besonders zu betreuen, die aus den edlen Häusern der Emichonen, der Rauh- und Wildgrafen, der Herren von Stein, Bolanden und Falkenstein zum Disibodenberg gekommen waren. Leicht hatte es Margarete wahrhaftig nicht immer mit ihren Schützlingen; denn bei manchen der Mädchen spukte das herrische und trotzige Blut der alten Geschlechter. Trotzdem hingen die Oblatinnen sehr an der stets fröhlichen und geduldigen Nonne Margarete. Frau Jutta aber war ihnen allen eine gute Mutter, die sie grenzenlos verehrten.

Immer mehr richtete die Magistra ihr ganzes Sinnen und Trachten himmelwärts.Viele Stunden kniete sie jetzt am Chorfenster und befahl das Kloster, das Reich und die Kirche Gottes barmherzigen Schutz. Zu ihren Gebeten fügte sie Opfer ohne Zahl. Sie, die so sorgsam darüber wachte, daß der fromme Eifer ihren Mitschwestern sich nicht zu große Lasten aufbürdete, konnte selbst nicht genug tun an Werken frommer Entsagung. Ihre Nichten Jutta und Hildegard machten ihr häufig liebevolle Vorwürfe, und selbst Hildegard und Richardis baten die Meisterin, sich doch nicht so schwere Bußwerke zuzumuten

"Sagtet Ihr mir nicht vor vielen Jahren einmal, Maßhalten sei Herz und Stern der heiligen Regel? Habt Ihr mir nicht manches Werk der Buße untersagt, weil Ihr glaubtet, es könnte niederdrücken statt erheben?" fragte Richardis.

"Das habe ich einem jungen Mädchen gesagt, das ich unter zu großer Last nicht finster werden sehen wollte", erwiderte die Magistra lächelnd. "Ich aber bin eine alte Frau, die sich vor der Himmelstür noch schnell ein paar Schätze sammeln möchte."

"'Oh, Ihr habt Schätze genug gesammelt", sagte Jutta, die üJngere, dann unter Tränen. "Ihr solltet das gebackene Hünchen, das man für Euch am Sprechfenster abgegeben hat, wirklich essen."

"Mein Magen ist undankbar geworden für solche Leckereien," antwortete die Magistra vergnügt. "Aber gib das Hühnchen nur der kleinen Adelheid. Mir scheint, sie kann es gebrauchen."

"Dafür haben die Leute das aber nicht gebracht", widersprach Jutta brummig, wenn sie auch der schwächlichen, stets blassen Adelheit, dem Töchterlein des sächsischen Pfalzgrafen von Somerschenb urg,das Hühnchen wohl gönnte.

Hildegard erschien den Nonnen und Oblatinnen auf dem Disibodenberg von Jahr zu Jahr seltsamer. Oft war es so, als lebte sie mit all ihrem Sinnen und Sehnen in einer ganz anderen Welt. Wie von einem hohen Jubel war oft ihr ganzes Wesen erfüllt. In solchen Augenblicken nahm sie die Harfe zur Hand und ließ die silbernen Saiten ein Lied singen, das den Klausnerinnen schöner schien als aller Erdenklang.

"Was habt Ihr da gespielt, Hildegard?" fragte dann wohl die kleine Adelheid, die mit ganzer Seele der frommen Musik gelauscht hatte.

"Den Jubel aller Geschöpfe", antwortete Hildegard. "In dir ist das gleiche Lied. In allen Dingen ist dies Lied. Aber dort, wo es klingen soll, bleibt es meistens stumm."

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Der große Eucharistische Weltkongreß von 1960, der im eben vergangenen Augustmonat in München, Deutschland, stattfand, ist nun vorüber. Unsere canadischen Bischöfe riefen uns auf, betend und opfernd an der Weltverehrung des eucharistischen Christus teilzunehmen. Auch in unserem Namen und auch für jeden einzelnen von uns wurde in München gebetet. Die Weltkirche sprach dort zu Gott und weihte sich Ihm in neuen Versprechen. Schließen wir uns nun auch durch unser ganz persönliches Wort an Gott, und durch Opfer für Ihn, dieser eucharistischen Gottesverehrung an. Alles Beten und alle Opfer unserer Studentenbursen sind diesen Monat der hochheiligen Eucharistie geweiht.

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	**$2,306.25**
Mr. & Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	**20.00**
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	**30.00**
	$2,356.25

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	**$8,373.45**

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	**$2,265.37**

Bitte senden Sie Ihre Gaben The Marian Press **Box 249, Battleford, Sask.**

Bücherbesprechungen

Herders Standard-Lexikon farbig – Mit vielen farbigen Abbildungen und Hinweisen für das Leben. **Erster Band:** A bis Generation. 8 Seiten und 1472 Spalten. **Zweiter Band:** Generator bis Objekt. 8 Seiten und 1472 Spalten. Beide Bände enthalten zirka 1000 Abbildungen im Text, davon etwa die Hälfte farbig. Ermäßigter Subskriptionspreis je Band in Leinen 49.50 DM., in Halbleder 58.— DM. Bei gleichzeitiger Bestellung des ergänzenden Großen Herder-Atlas zum Vorzugspreis von 112.— DM in Leinen bzw. 122.— DM in Halbleder ermäßigt sich der Preis für die Lexikonbände auf je 46.— DM in Leinen und 54.50 DM in Halbleder. — Aus einem Dankbrief für den 2. Band: "Schon beim 1. Band habe ich Dir versichert, daß Du mir keine größere Freude hättest machen können als mit diesem herrlichen Lexikon. Nun hast Du mir — konsequent wie Du bist — gleich nach Erscheinen auch den 2. Band geschenkt. Jetzt möchte ich dieses wirkliche 'Standardwerk' schon gar nicht mehr missen. Du kennst meine Aufgeschlossenheit für alle Zeiterscheinungen, ob sie nun auf technischem, naturwissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiet liegen. Wie freigebig ist der neue Band nicht nur mit präzisen Wortauskünften, sondern vor allem mit Anschauungsmaterial, Farbtafeln, farbschematischen Darstellungen, die äußerst instruktiv sind, aber auch mit Schwarzweiß-Totos (wobei Sebastian Kneipp ausgerechnet neben Hildegard Knef geraten ist!). Ich weiß nicht, was ich hervorheben soll, die Tafel mit den Hunderassen, den Lokomotiven, den Heilpflanzen, den Fischen, den Käfern oder die über zwei Seiten laufende Farbtafel der Mitternachtssonne-Phasen. Alles ist so faszinierend, daß ich einen ganzen Sonntagnachmittag über diesem Buch gesessen bin und fast das Abendbrot vergessen hätte . . ." (Wenn der Briefschreiber erst den 3. Band mit den drei 17-cm-Langspielplatten bekommt, wird er vollends zu essen und zu schlafen vergessen.)

Herder-Bücherei

Band 68: Douglas Hyde, **Wem werden sie glauben-** Wie nie zuvor schaut die Welt heute auf die erwachenden farbigen Völker. Durch die umwälzende industrielle und politische Entwicklung der letzten Jahrzehnte aus ihren Bindungen herausgerissen, halten sie Ausschau nach einem neuen Glauben. Christentum und Kommunismus ringen erbittert um die farbigen Völker, deren wachsendes Selbstbewußtsein die Weißen mit gemischten Gefühlen verfolgen. Wem werden sie glauben? Diese Schicksalsfrage bewegte Douglas Hyde, und er reiste nach Asien, um an den Brennpunkten der Auseinandersetzung die wirkliche Situation zu erforschen. Seine Erkenntnisse schildert er in Band 68 der Herder-Bücherei.

Band 70: Reinhold Schneider, **Die dunkle Nacht.** Im Mai ist in der Herder-Bücherei ein neuer Band von Reinhold Schneider erschienen, in dem der Meister der historischen Erzählung in zwingenden Bildern die entscheidenden Schicksalsstunden vier großer Gestalten des Abendlandes — Johannes vom Kreuz, Ignatius von Loyola. Leo IX. und Benedikt Joseph Labre — uns lebendig vor Augen führt. — Jeder Band kostet 2.20 DM.

Das neueste Buch von Thomas Merton ist sein Weltliches Tagebuch (Titel) aus den Jahren 1939/41, schon äußerlich als Unruhejahre gekennzeichnet durch den Wechsel der Schauplätze: New York-Schwabing, Kuba, New York-Negerviertel, Kloster Gethsemani. Merton war umgetrieben von seiner Standes- und Berufswahl: Schriftsteller oder Mönch? Man darf also von diesem Tagebuch nicht "Wirklichkeit" im trivialen Sinn erwarten, wenn andrerseits Merton auch kein "geistliches" Lesebuch geschrieben haben möchte. Jedenfalls setzt die Lektüre geistige Aufgeschlossenheit voraus; aber sie lohnt sich.
(Benzinger-Verlag, Köln, 182 S., Lw., DM 11.80)





